BUCHHANDLUNG
& ANTIQUARIAT
EDUARD BEYER
WIEN
I. SCHOTTENGASSE 1

I/II K 223
2 Acc

Therese Robinson

Gesammelte Novellen.

Erster Theil.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/gesammeltenovell12talv

Gesammelte Novellen

von

Talvj.

Nebst

einer Auswahl bisher ungedruckter Gedichte

und

einer biographischen Einleitung.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1874.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

RBR
Juvz
893
c.2
bd.1

Inhalt.

Seite

Einleitung VII
Vorwort der Verfasserin XXX

Die Rache 1
Verfehlte Bestimmung 83
Menschliche Schwäche 153

Einleitung.

Indem wir die Novellen Talvj's dem Publikum gesammelt darbieten, erfüllen wir nur die Absicht der verewigten Verfasserin. Den verschiedensten Lebensperioden entsprossen, bilden diese Erzählungen gewissermaßen den Anfang und das Ende einer langen literarischen Laufbahn: zwischen der ersten und der letzten liegt fast ein halbes Jahrhundert! Einige der frühern, von denen die Verfasserin selbst fand, daß sie zu sehr den Stempel der Jugend trügen, beabsichtigte sie umzuarbeiten; daß wir dem Leser diese Novellen jetzt unverändert vorlegen, wird ihrer Aufnahme schwerlich Abbruch thun.

Eine kurze biographische Skizze der Verewigten dürfte nicht ohne Interesse sein, zumal da wir im Stande sind, über den wichtigsten Theil ihres Lebens, der ihre geistige Entwickelung und die Feststellung ihres

Lebensberufs in sich schließt, in ihren eigenen Worten zu berichten. Diese entnehmen wir einem Briefe, den sie im Jahre 1840 an einen Verwandten schrieb, um diesem Data zu einem Artikel über sie im Brockhaus'schen Conversations-Lexikon zu liefern.

Nachdem wir vorausgeschickt haben, daß Therese Albertine Luise, die Tochter des durch seine staatswissenschaftlichen und philosophischen Schriften bekannten Ludwig Heinrich von Jakob, am 26. Januar 1797 zu Halle a. S. geboren war, citiren wir:

Ich verlebte eine glückliche, harmlose Jugend, bis die Kriegsstürme meinen Vater nach Osten trieben.*) Die fremdartigen, halb asiatischen, halb europäischen Zustände um mich her übten einen entschiedenen Einfluß auf mich aus. Sie und der Druck unter dem Deutschland damals seufzte, der den mich umgebenden Russen und Russisch-Deutschen oft die verächtlichsten Ausdrücke gegen alles, was deutsch war, in den Mund gab,

*) Er nahm, da er nicht unter französischer Herrschaft in seinem Vaterlande dienen wollte, 1806 einen Ruf an die Universität Charkow in Südrußland an.

weckten frühzeitig eine klare, feste Erkenntniß des Bessern in mir. Schon in meinem elften Jahre weinte ich oft vor Zorn und Schmerz über Deutschlands Unglück, und letzteres war auch meine erste Muse. Denn ohne irgendeine Kenntniß der Metren, Prosodie u. s. w. fing ich schon damals an, in Liedern mich zu ergießen, die ich ziemlich richtig den Versmaßen mir bekannter Schiller'scher Gedichte nachbildete. Der gänzliche Mangel an kindlicher Genossenschaft stimmte mich ebenfalls zu ernsten Beschäftigungen. Bei meinem Heißhunger nach Büchern waren mir keine andern zugänglich, als die von der Universitätsbibliothek. Hierunter waren Eschenburg's „Beispielsammlung" und die Nachträge zu Sulzer's „Theorie der schönen Künste", welche beiden Bücher ich großentheils abschrieb. Irgendeinen lebendigen Einfluß auf meine Bildung hatte nur mein Bruder, der, fünf Jahre älter als ich, einen großen Grad der Selbständigkeit erreicht hatte und nach dessen Meinungen ich unbewußt die meinen formte. Unser Unterricht war übrigens wegen Mangel an Lehrern in Charkow entschieden lückenhaft. Als ich dreizehn Jahre alt war und wir meinem Vater nach Petersburg

folgten, wohin schon im Jahre 1809 ein Befehl des Kaisers ihn berufen hatte, hörte, durch die Umstände veranlaßt, mein Unterricht ganz auf und ward auch nie wieder angeknüpft. Seitdem habe ich, mit Ausnahme von einigen, immer nur sehr kurzen Cursen in Sprachen, nie wieder eigentlichen Unterricht gehabt. In Petersburg lebte ich mehr in der Gesellschaft, und ward mehr äußerlich ab- und angezogen. Die innere Richtung blieb aber doch sehr ernst, und sehnsuchtsvoll nach einem Etwas, das mir das äußere Leben nicht bot. Während der Jahre des russischen Krieges und deutschen Freiheitskampfes fühlte ich mich auf das leidenschaftlichste angeregt, und die Entbehrungen, die ich mir selbst auferlegte, um zu den Opfern beizutragen und die deutschen Gefangenen zu unterstützen, gehörten zu den seligsten meines Lebens. Unterdeß war ich äußerst productiv an lyrischen Ergüssen; aber niemals kam mir auch nur der entfernteste Gedanke, sie drucken zu lassen; im Gegentheil fürchtete ich meine Gefühle zu profaniren, wenn ich die Lieder nur zeigte, und die meisten wurden nie von einer menschlichen Seele gelesen. Auch bewies nie einer ein besonderes Interesse dafür;

man ließ mich gewähren, wie man andere Mädchen sticken, Klavier spielen u. s. w. läßt, je nach ihren Neigungen. Ich war übrigens vollkommen Herrin meiner Zeit und Lektüre, schrieb unendlich viele Briefe an ein anderes, viel älteres Mädchen, mit der ich eine imaginäre Freundschaft angeknüpft hatte, las unendlich viele Romane, aber auch Reisebeschreibungen, Memoiren und Geschichte, letztere mit besonderer Vorliebe, jedoch ganz unsystematisch.

Im Jahre 1816 ward endlich mein lebhaftester Wunsch erfüllt; wir gingen nach Deutschland, von dem ich eine ganz ideale, zum Theil aus Fouqué, Hoffmann und andern gebildete Vorstellung hatte. Natürlich mußte ich mich durch die Wirklichkeit in vielen Stücken enttäuscht sehen, indessen sagte mir doch auch die Wirklichkeit zu, und die ersten in Deutschland zugebrachten Jahre zähle ich zu den glücklichsten meines Lebens. Ich fuhr fort zu dichten, und hatte wiederholte Aufforderungen, Lieder drucken zu lassen, die ich aber immer ablehnte.*) Ich schrieb nun auch ein paar

*) Aus spätern Notizen der Verfasserin geht jedoch hervor, daß einige ihrer Gedichte um diese Zeit durch Vermitte-

Erzählungen; ich machte den Versuch, eine davon in einer Zeitschrift unterzubringen; daß dieser mislang, schüchterte mich vollends ganz ein. Im Jahre 1821 bekam ich Gelegenheit, ein paar Walter Scott'sche Romane zu übersetzen. Ich that es aber nur ungern (denn es schien mir selbst eine ganz unnütze Arbeit zu sein), und lediglich und allein um mir ein kleines Extra-Taschengeld zu erwerben. Auch bestimmten mich wiederholte Aufforderungen, einige Recensionen für die literarischen Blätter zu schreiben, meistentheils als „Briefe eines Frauenzimmers über mehrere Erscheinungen der Literatur", oder so ungefähr. Dies machte mir Vergnügen, da ich mir vorzugsweise gern von dem Wie und Warum meiner Meinungen Rechenschaft zu geben pflegte.

Im Frühling des Jahres 1823 traf mich durch den Tod einer über alles geliebten Schwester*) das

---

lung eines Freundes in der von Theodor Hell redigirten „Abendzeitung" abgedruckt wurden. Sie führten die Unterschrift „Reseda" (Therese; th und d sind ursprünglich gleich), während die weiter unten erwähnten Uebersetzungen Scott'scher Romane unter dem Namen „Ernst Berthold" erschienen.

*) Gattin des Componisten Karl Löwe.

erste schwere Unglück meines Lebens, ein Schlag, der für eine Zeit lang alle meine Kräfte lähmte und mich in den Zustand eines nagenden Grames versetzte. Der Kummer geliebter Aeltern über diesen Gemüthszustand und die mir innewohnende Kraft der Jugend bestimmten mich zu dem Entschlusse, mich durch irgendein Unternehmen, das Anstrengung erforderte, aus diesem dumpfen Brüten über dem Schmerze herauszureißen. Zu eben der Zeit fiel mir Jakob Grimm's Beurtheilung der serbischen Volksliedersammlung in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" in die Hände. Da meine Aufmerksamkeit schon durch den Aufenthalt von Wuk Stephanowitsch Karadschitsch in Halle auf die Lieder gelenkt war und ich immer ein besonderes Interesse für Volkspoesie gehegt, so entschloß ich mich kurz und gut, mit Hülfe meines bischen Russisch, eines serbischen Lexikons und einer blos serbischen Grammatik — Grimm's Uebersetzung der letztern bekam ich erst später — die Sprache zu lernen, nur um diese Lieder zu verstehen. Das Verständniß einiger weniger ward mir durch Wuk's Literalverdeutschungen erleichtert; dann aber reiste er ab und ich blieb mir ganz allein überlassen. Die Arbeit war

nun freilich sehr schwierig, allein das gerade war es, was mich reizte. An Druck dachte ich übrigens noch nicht. Ich wollte nur mich beschäftigen und Goethe erfreuen, von dem ich alle mögliche Aufmunterung erfuhr. Ehe ich noch mit dieser Sache ins Reine kam, hatte ich auf meines Vaters Aufforderung zwei meiner frühern Erzählungen, mit einer später geschriebenen*), in Taschenbuchform unter dem Namen „Psyche" herausgegeben (Halle 1825). Später schrieb ich noch ein paar Erzählungen für das „Morgenblatt" und den „Almanach für Liebe und Freundschaft".**) Unterdessen war mein Manuscript bedeutend angewachsen; der berühmte Slawist Kopitar erlaubte mir, es ihm zur Durchsicht zu schicken. Durch ihn und einige serbische Freunde gereinigt und verbessert, erschien im Jahre 1825 der erste, 1826 der zweite Band der Volkslieder der Serben. Das Werk genoß des Interesses und des Beifalls der Edelsten und Ausgezeich-

*) „Die Rache", geschrieben 1820; „Verfehlte Bestimmung", ungefähr gleichzeitig, und „Menschliche Schwäche", 1822.

**) „Das vergebliche Opfer" und „Der Lauf der Welt".

netsten der deutschen Nation; dies machte mir viel Freude.

Doch plötzlich brach das Unglück von neuem auf mich ein, indem ich im Verlauf von nicht viel mehr als zwei Jahren beide geliebte Aeltern verlor.*) Unterdessen hatte ich 1828 aus Wahl und Neigung geheirathet.**) Nach einem auf Reisen in der Schweiz, Frankreich und Italien verlebten Jahre verließ ich im Frühjahr 1830 an der Seite meines Mannes Europa und bewohnte mit ihm zuerst Andover, den Sitz eines theologischen Seminars in Massachusetts, dann Boston. Die ganz heterogenen Zustände Amerikas schlossen mir gewissermaßen eine fremde, neue Welt auf; ich ward vielfach angeregt, allein schwere Krankheiten und schwerere Verluste untergruben mein häusliches Glück für lange und hinderten auch fernere literarische Beschäftigungen. Indessen hatte ich mir einen Ueberblick über die indianischen Sprachen zu verschaffen gesucht, und das Resultat war die kleine Schrift, die du so gütig gewesen bist,

*) 1827 und 1829.

**) Ihr Gatte war der amerikanische Professor der Theologie und Schriftsteller Edward Robinson.

herauszugeben.*) Sodann fing ich an, zu meiner Uebung Englisch zu schreiben, und zwar für ein theologisches Journal, das mein Mann herausgab: „The Biblical Repository." So entstand das „Historical view of the Slavic Languages", wovon ich funfzig Exemplare für Freunde abziehen ließ, das aber nie in abgesonderter Gestalt in den Buchhandel gekommen. Auch verfaßte ich einige Artikel über Volksliteratur für die „North American Review", die eigentlich nur Auszüge aus einem Werke über Volkspoesie sind, das ich in englischer Sprache geschrieben. Als ich eben auf dem Punkte stand, dieses drucken zu lassen, fühlte ich mich bewogen, da wir gerade nach Europa reisten, es wieder zurückzunehmen, um es dort, mit bessern Materialien versehen, sorgfältiger auszuarbeiten. Hieraus ist der eben erschienene „Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkspoesie germanischer Nationen"**)

*) „Ueber die indianischen Sprachen Amerikas. Aus dem Englischen des Amerikaners John Pickering übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Talvj" (Leipzig 1834).

**) „Versuch einer Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen, mit einer Uebersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften" (Leipzig 1840).

entstanden, keine Uebersetzung, sondern ein völlig neues Werk; das ursprüngliche, das alle Völker umfaßt, ist nicht viel umfangreicher als dieses. An dieses Werk knüpft sich ein Aufsatz über die Authenticität des Ossian, der nächstens erscheinen wird.*) Daß wir im Begriff sind Europa zu verlassen, um uns in New York, wo mein Mann Professor am theologischen Seminarium, niederzulassen, weißt Du, lieber G.!

Von Vorliegendem mache nun soviel Gebrauch, als Dir paßlich erscheint. Ich habe es für Dich geschrieben und bin ganz unwissend darüber, ob das Conversations-Lexikon der Lebenden, wofür der Artikel doch wol bestimmt ist, blos bezweckt, äußere Data zu geben, wonach meine Lebensgeschichte sehr bedeutend kürzer sein könnte, oder die innere Entwickelung, wonach sie nur mit Mühe sehr abzukürzen sein wird. Auf jeden Fall wünsche ich nur, daß das Nothwendige geschehe. Erwähnen will ich noch, daß mein Name Talvj, nach dessen Entstehung ich oft gefragt bin, aus

---

*) „Die Unechtheit der Lieder Ossian's und des Macpherson'schen Ossian insbesondere" (Leipzig 1840).

den Anfangsbuchstaben von Thereſe Albertine Luiſe von Jakob gebildet iſt.

So weit die Verfaſſerin. Nach ihrer Rückkehr blieb New York der permanente Wohnſitz der Familie, und Talvj fühlte ſich dort, trotzdem daß häusliche Sorgen und andere trübe Erfahrungen nicht ausblieben, ungleich wohler als in ihren frühern amerikaniſchen Verhältniſſen. Dies verdankte ſie hauptſächlich dem regen Verkehr mit amerikaniſchen Literaten ſowie mit ihren Landsleuten*), unter denen beſonders nach 1848 durch die Einwanderung einer Anzahl politiſcher Flüchtlinge das geiſtige Element immer mehr Einfluß gewann. Im Laufe der nächſten zehn Jahre beſchäftigte ſie ſich viel mit literariſchen Arbeiten; es entſtanden in dieſer Zeit ihre „Geſchichte der Coloniſation von Neu-England“ (Leipzig 1847), der Roman „Heloiſe“, der zuerſt engliſch,

---

*) In den erſten ſieben Jahren ihres amerikaniſchen Lebens hatte ſie kaum ein halbes Dutzend deutſcher Männer und nur eine deutſche Frau von ganz gewöhnlicher Bildung kennen gelernt.

dann deutsch (Leipzig 1852) erschien, sowie eine englische Bearbeitung der Erzählung „Menschliche Schwäche", unter dem Titel „Life's Discipline." Für amerikanische Zeitschriften wurden Artikel über „The Loves of Goethe" und „Spanish Popular Poetry", für Raumer's „Historisches Taschenbuch" ein Aufsatz über den amerikanischen Ansiedler Captain John Smith (1846) geliefert. Den obenerwähnten Artikel im „Biblical Repository" arbeitete die Verfasserin zu einem größern englischen Werke aus, das den Titel „Historical View of the Languages and Literature of the Slavic Nations" führte.*) Und endlich legte sie ihre Beobachtungen und Erfahrungen während ihres Lebens in Amerika in dem Roman „Die Auswanderer" nieder, der ebenfalls deutsch (Leipzig 1852) und englisch: „The Exiles" (New York 1853) erschien.

Durch ihre gesellschaftliche Stellung ganz in der Lage, unparteiisch über ihre zweite Heimat und die

*) New York und London, 1850. Eine deutsche Uebersetzung dieser Schrift von Dr. B. K. Brühl erschien 1852 in Leipzig.

amerikanische Nation urtheilen zu können, und mit klarem Blick und scharfer Menschenkenntniß sowol deren Vorzüge als ihre Fehler erkennend, hing die Verewigte sehr an dem Lande, dem ihre Liebsten angehörten, und hegte das wärmste Interesse für alles, was darauf Bezug hatte. Doch wurzelte sie recht eigentlich in Deutschland; es war ihre geistige Heimat, wo sie den Grundstein zu ihrer literarischen Stellung gelegt hatte, und wo allein sie den geistigen Austausch und Verkehr finden konnte, der sie ganz befriedigte.

Der poetische Quell in dieser reichbegabten Natur war auch in spätern Jahren nicht versiegt, wiewol er nach und nach nicht mehr so reichlich strömte, wie in der Zeit der Jugend. Hätte Talvj sich entschließen können, die Erzeugnisse ihrer lyrischen Muse der Welt mitzutheilen, so wäre ihr ohne Frage nach dieser Richtung hin dieselbe Anerkennung geworden, wie auf andern Gebieten. Doch genügte es ihr, mit wenigen Ausnahmen diese „Stimmen des Herzens“ (wie sie die im Manuscript gesammelten selbst nennt) nur für sich und ihre Nächsten niederzuschreiben. Viele derselben sind freilich zu innerlich, um noch jetzt ohne Profanation

veröffentlicht werden zu können, allein wir glauben uns unsere Leser nur zu verpflichten, wenn wir eine Auswahl daraus, von verschiedenem Charakter und aus verschiedenen Perioden stammend, den Novellen zufügen.

Im Jahre 1851 rüstete sich der Gatte Talvj's zu einer zweiten Reise nach Palästina, und sie benutzte gern diese Gelegenheit zu einem abermaligen Besuche ihres Vaterlandes. Leider wurde ihr dieser durch den kurz nach ihrer Ankunft erfolgten Tod ihres geliebten Bruders schwer getrübt. Doch erfrischte sie sich während des Winters im lebhaften Verkehr mit den geistigen Größen, deren Berlin damals einen reichen Kranz beherbergte. Alexander von Humboldt, die Gebrüder Grimm, Friedrich von Raumer, Ritter, Twesten, Varnhagen und andere, alle boten ihr aufs freundschaftlichste die Hand und zeigten ihr in jeder Weise, daß sie sie als geistig ebenbürtig betrachteten. Im Herbst 1852 begab sie sich mit ihrem inzwischen zurückgekehrten Gatten und ihren Kindern abermals nach Amerika. Wieder folgten einige productive Jahre. Der deutsche Text von Robinson's „Neuern biblischen Forschungen" ist von der Hand seiner Gattin. Eine neue, umgearbeitete und erweiterte Ausgabe der

serbischen Volkslieder wurde vorbereitet (Leipzig 1853) und in „Putnam's Magazine", dem „North-American Review" und dem „Atlantic Monthly" erschienen Artikel über „The Poetry of the South of France"; „The Private Life and Household of Charlemagne"; „Russian Slavery" und „Dr. Faustus". Auch für Westermann's „Illustrirte Monatshefte" lieferte die Thätige 1857 einen Aufsatz über Anna Luise Karschin und für das „Historische Taschenbuch" 1861 eine Arbeit über „Deutschlands Schriftstellerinnen bis vor hundert Jahren".

Talvj's Haus wurde während der Wintermonate der Sammelplatz der geistigen Aristokratie New Yorks, sowol amerikanischer als deutscher. Die Sommer wurden zu schönen Reisen benutzt, von denen sie so manche für deutsche Zeitschriften schilderte.*) 1861 zog eine schwere Wolke am Horizont auf. Ihr Gatte mußte sich einer Staaroperation unterziehen, die nur halb glückte, infolge dessen er im nächsten Sommer

*) Für Westermann's „Monatshefte": „Ein Ausflug nach Virginien" (1857); „Die Shaker" (1860) und „Die Fälle des Ottawa" (1861), und für „Aus der Fremde": „Die weißen Berge von New-Hampshire" (Nr. 30, 31, 32).

mit Frau und Tochter zur Consultation Gräfe's nach Deutschland reiste. Aber leider konnte dem Uebel nicht gesteuert werden. Im Herbst nach Amerika zurückgekehrt, entwickelte sich eine innere Krankheit (deren Keim wol schon in dem sonst rüstigen Manne vorhanden gewesen sein mag) sehr schnell, und nach wenigen Monaten, nachdem sie mit schwerem Herzen den einzigen Sohn hatte als Freiwilligen ins Feld ziehen sehen, traf die liebende Gattin der harte Schlag, den treuen Lebensgefährten zu verlieren.*)

Die Gemüthsbewegungen, welche diese trüben Erlebnisse mit sich brachten, lähmten nicht nur ihre productive Kraft, sondern übten auch einen höchst niederdrückenden Einfluß auf ihre Stimmung aus. Doch machte sie es sich zur Pflicht, ein nachgelassenes, zwar als Theil eines Ganzen abgeschlossenes, aber unvollendetes Werk ihres Mannes über die „Physische Geographie des heiligen Landes" nicht nur herauszugeben, sondern auch ins Deutsche zu übersetzen (Leipzig 1865). Der anstrengende Eifer, mit dem sie sich dieser Arbeit hingab, führte

*) Am 27. Januar 1863.

die traurige Entdeckung herbei, daß auch sie am grauen Staar litt, wenn auch nur in sehr geringem Grade. Dieses Bewußtsein und die Furcht vor einer Verschlimmerung ihres Zustandes trübte ihr Leben so sehr, daß die Aerzte zu einer gänzlichen Veränderung der Umgebung und der Eindrücke riethen. Dies bewog sie, im Herbst 1864 mit ihren Kindern (ihr Sohn hatte zu dem Zweck seinen Abschied genommen) nach Europa zu reisen.

Wiederholtes längeres Verweilen in Berlin, das die Verewigte stets ihre geistige Heimat nannte, ein Winter in Italien, mehrere Sommer in verschiedenen schönen Gegenden verlebt, wirkten wohlthätig auf Stimmung und Geist. Zur großen Freude der Ihrigen nahm sie, im Winter 1867—68, den sie, um in der Nähe ihres Sohnes zu sein (er lebte in Strasburg als amerikanischer Consul), in Karlsruhe zubrachte, die Feder wieder auf. Das Resultat war ihr letztes größeres Werk, der Roman „Funfzehn Jahre".*) Trotz des vorgerückten Alters der Verfasserin zeugt

*) Leipzig 1868. In englischer Form erschien das Buch erst nach dem Ableben der Verfasserin, 1871, in New York.

diese Schöpfung von einer seltenen geistigen Frische und jugendlichen Einbildungskraft, während man in dem detaillirten historischen Hintergrund die reife Forscherin erkennt.

Im folgenden Sommer, während eines Landaufenthalts bei Baden-Baden, schrieb Talvj noch die letzte Erzählung vorliegender Sammlung, gewiß ein wahres „Bild aus seiner Zeit", und voll der trefflichsten Charakterschilderung. Dies war, mit Ausnahme eines kurzen Artikels über die Lieder der Kosacken, 1869 in Westermann's „Monatsheften" gedruckt, der Verewigten letzte Arbeit. Sie erschien erst nach ihrem Tode in demselben Journal; nur die ersten Bogen waren von ihrer Hand corrigirt.

Nachdem sie sich zu Anfang des Jahres 1869 noch einmal im Verkehr mit den berliner Freunden und Geistesgenossen erfrischt und gestärkt hatte, ließ sie sich in Hamburg nieder, wohin ihr Sohn inzwischen versetzt worden war. Im Herbst gründete sie sich nach so langen unsteten Jahren dort ein neues Heim, obwol es ihr, wie sie sich gegen eine Freundin äußerte, „eine Thorheit schien, in ihrem Alter an einem fremden Ort

noch einmal von vorn anzufangen". Der Tod ihrer letzten Schwester, der sehr unfreundliche, trübe Winter das Abnehmen ihrer körperlichen Kräfte, trotzdem daß sie für ihre Jahre noch ungemein rüstig war, alles dies lag schwer auf ihr; sie sprach oft davon, daß sie „sehr müde" sei, und beschäftigte sich offenbar in Gedanken viel mit dem Tode. Als der späte Frühling nahte, von dem man hoffen konnte, daß er sie erheitern würde, und an dessen Vorboten sie sich kindlich freute, wurde sie heimgerufen! Eine plötzliche, zwar kurze, aber doch schmerzvolle Krankheit machte am 13. April 1870 ihrem unschätzbaren Leben ein Ende. Sie ruht an lieblicher Stätte, an der Seite ihres Gatten, in ihrer neuen Heimat.

Nicht weniger hervorragend als die geistigen Gaben dieser seltenen Frau, die sie in so vielseitiger Weise zum Nutzen der Welt verwerthete, waren die Eigenschaften ihres Herzens und Charakters. Mit einer lebhaften Einbildungskraft, klarem Urtheil und scharfem praktischen Verstand vereinigte sie eine tiefe Innigkeit des Gefühls und eine reine, keusche Natur, der alles

Unwahre und Versteckte ebenso fern lag wie das Kleinliche und Unedle. Ihr gerechtes Selbstgefühl artete nie in Eitelkeit aus, ihr ganzes Wesen war von einer echten Weiblichkeit durchdrungen. Wie sehr ihr auch ein geistiger Austausch Bedürfniß war, so hatte sie doch in hohem Maße die Gabe, mit denen, die ihr an Geist und Bildung nachstanden, zu verkehren, ohne je ihre Ueberlegenheit geltend zu machen. Es war ihr durchaus zuwider, nur als „gelehrte Frau" betrachtet zu werden; sie wollte Liebe und Zutrauen erwecken, und konnte es auch durch ihr echt humanes, sympathisches Wesen und den lebhaften Antheil, den sie an allem, selbst dem Einfachen und Alltäglichen nahm. Sie liebte die Jugend und konnte sich an heitern, harmlosen Kreisen sowie an kindlicher Anmuth und Drolligkeit herzlich erfreuen. Ueberhaupt gab sie sich, obgleich der Grund ihres Wesens ein ernster, fast schwermüthiger war, gern erheiternden Eindrücken hin, wobei ihr lebhafter Sinn für Humor ihr sehr zu Hülfe kam. Trotz ihrer ungewöhnlichen Kenntnisse ward sie bis zuletzt nie des Einsammelns müde; ihre Interessen blieben nach wie vor ausgebreitet und vielseitig. Mit Eifer verfolgte

sie die politischen Ereignisse sowol ihrer alten als ihrer neuen Heimat. Ihr Herz nahm an beiden den innigsten Antheil, und nachdem sie in dieser die Aufhebung der Sklaverei mit Freuden begrüßt, hätte man ihr wol gegönnt, daß sie in jener die von ihr so heiß ersehnte Einigkeit Deutschlands noch hätte erleben können.

Die Welt kennt Talvj aus ihrem Schaffen auf literarischem Gebiete; ihrer geist- und gemüthvollen Liebenswürdigkeit im geselligen Verkehr erinnern sich alle, die je mit ihr in Berührung kamen, und ihre unermüdliche Thätigkeit als Helferin der Armen und Bedrängten hat ihr in vielen Herzen ein Denkmal gesetzt. Ihr voller Werth aber ging erst aus ihrem Walten und Wirken im engern Kreise hervor. Hier erschien sie als hingebende, stets theilnehmende Freundin, als treueste, liebevollste Gattin und Mutter, und bei allem intellectuellen Streben als sorgsame, umsichtige Hausfrau, deren Stolz es war, daß sie sich nie ihren schriftstellerischen Arbeiten hingegeben, ohne vorher ihr Haus für den Tag bestellt zu haben. Den Segen dieser Eigenschaften empfanden die, welche ihr am nächsten standen, deren Dasein mit dem ihren verflochten

war. Sie kannten am besten ihr warmes, liebebedürftiges Herz, ihre Gewissenhaftigkeit, ihr strenges Pflichtgefühl, den gänzlichen Mangel an Selbstsucht in ihrer Natur. Ihnen offenbarte sich der tief religiöse Sinn, der die Demuth vor Gott und die Ergebung in seinen Willen für das Höchste erachtete, das der Mensch zu erstreben habe. Sie wußten auch, daß die Fehler, von denen die ihnen so Theuere selbstverständlich nicht frei war, mehr in ihrem Temperament als in ihrem Charakter wurzelten, und durch die Schatten, die sie warfen, nur dazu dienten, das Licht um so mehr hervorzuheben. Und sie sind es, die am meisten an ihr verloren haben, und denen ihr Verlust nie ersetzt werden kann.

Hamburg, 1873.

M. R.

Vorwort der Verfasserin.*)

Geneigte Leser!

Ich bin immer der Meinung gewesen, daß ästhetische Productionen sich selbst rechtfertigen und verständlich machen müßten. Daher folg' ich mehr fremdem als eigenem Antrieb, indem ich in einem Vorworte den Gesichtspunkt anzugeben suche, aus welchem ich diese Erzählungen beurtheilt wünsche.

Ich fühle, daß ihre Tendenzen diejenigen, welche bloße Erheiterung suchen, wenig befriedigen können.

*) Ursprünglich für die „Psyche" geschrieben, doch als ebenso gut für die ganze Sammlung passend hier vorangesetzt.

Auch jugendliche Gemüther, die, in unschuldsvoller Eitelkeit sich so gern in menschlicher Vollkommenheit spiegelnd, immer nur nach sogenannten „edeln Charakteren" forschen, werden, fürcht' ich, ihre Rechnung nicht finden. Nicht idealische Gestalten, wie sie sich das Herz in unreif-poetischem Wahn schafft, *Menschen* sind es, die ich euch vorführe — *rein menschlich* ihre Tugenden und ihre Gebrechen. Bewundern werdet ihr sie selten, vielleicht aber bemitleiden und lieben. Nicht die Gewalt äußerer Schicksale ist es, die sie in die Verhältnisse nöthigt, welche, wie einfach sie auch immer sein mögen, für einige Stunden eure Theilnahme in Anspruch nehmen sollen. Ihre Eigenthümlichkeiten: ihre Empfindungs- und Denkweise, ihr Haß und ihre Liebe, ihre Einsichten und Täuschungen — diese bilden die Begebenheiten; nicht von *äußerer Nothwendigkeit* zu ihren Handlungen gezwungen, reißt die *innere* sie fort, und führt sie ihrem Glück oder ihrem Verderben entgegen: in ihrer eigenen Brust ruht ihr Geschick.

Also, verehrte Leser! — nicht den Maßstab des Idealen, den des Natürlichen, rein Menschlichen leget

an, wollt ihr den Werth und Unwerth dieser Erzählungen ermessen. Urtheilt, ob es mir nicht ganz mislungen, die psychologische Aufgabe zu lösen, welche ich mir vorgesetzt.

Halle, 1825.

Die Rache.

1820.

Wie vom Blitz zum Metall, vom Magnet zum Eisen
Geht ein Zug, ein geheimnißvoller Zug,
Vom Menschen zum Menschen, von Brust zu Brust;
Das ist nicht Reiz, nicht Anmuth, nicht Tugend, nicht Recht,
Was knüpft und losknüpft die zaubrischen Fäden:
Unsichtbar geht der Neigung Zauberbrücke,
So viel sie betraten, hat keiner sie gesehn!
Gefallen *muß* dir, was dir gefällt;
Soweit ist's Zwang, rohe Naturkraft,
Doch steht's nicht bei dir, die Neigung zu *rufen*,
Der Neigung zu *folgen* steht bei dir,
Da beginnt des Wollens sonniges Reich;
Und ich will *nicht*.

Grillparzer.

Als Albertine von Horneck in ihrem zwanzigsten Jahre zum zweiten male die Residenz betrat, waren die Augen der ganzen eleganten Welt auf sie gerichtet. Geistvoll, in der Blüte einer außerordentlichen Schönheit, hatte sie seit kurzem eine Reihe unvorhergesehener Todesfälle begüterter Verwandten plötzlich aus einer armen, unbeachteten Waise, die, durch die Gnade des Fürsten erzogen, mehrere Jahre lang die mühsame Rolle einer Gesellschafterin gespielt, in die reichste Erbin des Landes ver-

wandelt. Schon einmal hatte sie in der großen Stadt, die sie nun empfing, gelebt; denn als ihre Erziehung vollendet und sie unter tausend Thränen ihr Stift verließ, nahm eine reiche Base, die Witwe eines Vetters ihres verstorbenen Vaters, sie zu sich, ihrer nur wenige Jahre ältern Tochter Gefährtin und vornehmste Dienerin zu sein. An der Seite der schönen und glänzenden Leonore erschien Albertine zum ersten mal in der Welt, sechzehn Jahre alt, mit einem kaum halbausgebildeten, durch Romanlektüre und eine gewöhnliche Pensionserziehung irregeleiteten Verstande, mit einem feurigen Herzen, dem der ganze Himmel der Zukunft voll strahlender Sterne schimmerte; ohne Führer, ohne Freund, ganz einer ungeregelten Phantasie und einem erregbaren Gemüthe überlassen. Unter diesen Umständen war es ein Glück, daß ihr Aeußeres damals ihre ausschweifenden Hoffnungen so wenig begünstigte; nur ein feiner Beobachter konnte es ahnen, daß sich einst aus dieser lang aufgeschossenen magern Gestalt, aus diesem bleichen krankhaften Gesichte, dessen unnatürlich gespannte und markirte Züge den Begriff der Jugend zu verletzen schienen, die ungewöhnliche Schönheit entwickeln würde,

die sich in kurzer Zeit in ihrer ganzen Fülle aus dem noch verschlossenen Kelche entfaltete. Leonore, in der Blüte ihrer Reize, die Tochter eines angesehenen Hauses, feurig, weltlich gesinnt, ebenso erregbar, aber bei weitem weniger geistreich als Albertine, verdunkelte diese so gänzlich, daß kein Mensch sie nur zu bemerken schien. Ein Kreis von Anbetern sammelte sich um jene, aus welchem der junge Graf Hagen, den man damals häufig den Alcibiades der Residenz zu nennen pflegte, hervorstrahlte, der verzogene Liebling der Frauen, ein Mann, der schon viele schöne Augen weinen gemacht, schon manches schöne Bündniß jugendlicher Herzen getrennt, ja die heiligsten Bande zerrissen, und der dies ruchlose Geschäft wie ein heiteres Spiel mit munterer liebenswürdiger Laune trieb, stets bereit dem Rächer der Beleidigten mit Degen und Pistolen Rede zu stehen, sowie auch guten Freunden — und er hatte deren viele, denn er war freigebig, großmüthig und brav — in ähnlichen Fällen beizuspringen. Kaum sah er Leonore, als er nur für sie zu leben schien, als er nicht allein ihre Eitelkeit, als er auch ihr Herz so zu beschäftigen wußte, daß die Unbesonnene bald alle Schranken des Anstandes überschritt

und durch ihre verliebten Thorheiten das Märchen aller Theecirkel ward. Albertine ward halb gern, halb wider Willen, die Vertraute des Liebeshandels. Für dies und nicht mehr schien auch der Graf sie anzusehen, und es traf sich oft, daß, wenn Leonore mit ihrer Mutter auf einem Balle war, Albertine aber zu Hause einsam saß, theils weil ihr der Arzt, ihres schnellen Wachsthums wegen, das Tanzen untersagt, theils weil der Gram, der sich seit einiger Zeit ihrer Seele bemeistert, wenig zu rauschenden Versammlungen stimmte, jener kurz vor dem Aufbruch der Gesellschaft zu ihr geschlichen kam, und sie beschwor, ihm zu vergönnen, hier in der Stille noch einmal Leonoren gute Nacht zu sagen. Tausendmal ihre Hand an seine Lippen drückend, dankte er ihr dann, nannte sie seinen Schutzengel, und wenn das arme Kind sich scheu, bebend, athemlos, von ihm losgemacht, setzte er sich unbefangen neben sie, und erzählte ihr allerlei, bis Leonore kam, entzückt den Geliebten zu finden, strahlend von Schönheit und Glück. Liebesschwüre, Vorwürfe, Betheuerungen folgten dann, von Leonoren aus Romanen, von dem Grafen aus einer Sprache entlehnt, mit der er nur allzu vertraut war. Albertine

schlich in ihre einsame Kammer, ergoß sich in bittere Thränen, warf sich auf die Knie nieder, bat Gott um den Tod, und wagte nicht es sich selbst zu gestehen, was sie so unbeschreiblich unglücklich machte. Unerfahren wie sie war, ahnte sie nicht, daß der Graf mit Leonoren ein herzloses Spiel trieb; indessen fiel es ihr oft auf, was denn die Heimlichhaltung seines Glückes so nothwendig mache? Jener aber, der jede Verpflichtung scheute, wußte beide Mädchen durch tausend Listen zur Verschwiegenheit zu bewegen, und der Reiz, den ein solches Geheimniß für Leonorens romanhaft gestimmtes Herz hatte, kam ihm zu Hülfe. Desto weniger aber bekümmerte er sich darum, seinen Sieg der Welt zu verbergen, und diese wußte längst, wie er mit dem Fräulein stand, als die gute Mutter noch immer wähnte, er sei nicht über das Courmachen hinaus, und sehnlich auf eine Erklärung wartete.

Der junge Mann, der so wenig Widerstand gefunden, ward des Romans bald müde. Er zog sich, wie er meinte, mit gutem Anstand zurück; aber des Fräuleins Ruf war vernichtet. Vorwürfe entfernten ihn nur noch mehr. Leonore entdeckte sich ihrer Mutter

und beschwor sie, die Stadt zu verlassen. Was war zu thun? Keiner war da, die Arme zu rächen, die rücksichtslose Auszeichnung des Grafen hatte alle frühern Bewerber verscheucht, und männliche Verwandte waren nicht in der Nähe. Die Mutter begnügte sich, den Verräther mit Verwünschungen zu überhäufen, verzieh ihrer Tochter und zog sich auf ein entferntes Gut zurück, in der Hoffnung, daß die Zeit die Geschichte vergessen machen und eine andere Begebenheit sie verdrängen würde. Hier in der Einsamkeit fand die unglückliche Leonore wenig Trost; ihr Herz war verwundet, aber ihre Eitelkeit zu sehr verwöhnt und ihr Geist zu ungebildet, als daß in dieser Abgeschiedenheit nicht Langeweile hätte ihren Gram vermehren sollen. Dazu kam, daß ein zu ungestümer Genuß der ungewohnten Vergnügungen der Residenz und eine zu leichte Kleidung ihre Gesundheit angegriffen hatten. Sie welkte langsam hin und starb endlich an einer zehrenden Krankheit. Während dem hatte Albertine schwere Tage; die trostlose Mutter, eine von den gemeinen Seelen, die stets ihr Unglück an andern zu rächen suchen, bestürmte sie mit Vorwürfen, daß sie, die das Vertrauen

der Verblendeten besessen, es ihr nicht bei zeiten entdeckt habe. Albertine aß das Gnadenbrot mit stillen Thränen. Selbst krank, tief verletzt, ihr eigenes Herz nicht verstehend, schlich sie umher und in ihrem Innern setzte sich eine verderbliche Bitterkeit fest, die mit dem dunkeln Bewußtsein ihres Werthes sich vereinigend, sich als ein trotziger Stolz aussprach. Die Tante, früher nur mit Leonoren, jetzt nur mit ihrem Kummer beschäftigt, bemerkte ihr Hinwelken kaum. Als sie gar selbst krank ward, es Monate lang blieb und endlich starb, ohne der Bedauernswürdigen nur ein Legat zu hinterlassen, war Albertinens Gesundheit durch die beständigen Nachtwachen, durch die Angst, was nun aus ihr werden solle, ganz zerrüttet. Hülflos, auf das Krankenlager gestreckt, blieb sie in dem verödeten Schlosse zurück. Ihr Vormund, der sie in der Obhut der Tante glaubte, bekümmerte sich nicht um sie. Auf einer weiten Reise begriffen, wo sollte sie ihn finden? Der Arzt meinte, es sei beschwerlich, sich mit einer ganz Fremden zu befassen. Der Prediger glaubte sein Möglichstes zu thun, wenn er an die Erben schrieb und sie um Mitleid für Albertine anflehte. Ehe der Brief hinkam, hätte die

arme Kleine zehnmal sterben können. Gott schützte sie durch einen seiner Engel.

Eine junge Predigerfrau aus der Nachbarschaft, zum Besuch bei der Pfarrerin des Orts, hörte von ihrer hülflosen Lage, ließ sich sogleich zu ihr führen, brachte sie mit Behutsamkeit, der Beistimmung ihres trefflichen Gatten gewiß, in ihr Haus und pflegte sie mit liebender Sorgfalt. Die berühmtesten Aerzte des Umkreises wurden zu Rathe gezogen; ein heftiges Fieber hatte Albertine befallen, mehrere Tage lang war sie in Lebensgefahr und Monate lang durfte sie das Bett nicht verlassen. Meist lag sie in stiller Ergebung da; von Zeit zu Zeit aber brach die Wuth des Fiebers fürchterlich aus: sie rief Leonorens Geist, floh vor der Tante und verwünschte den Grafen. An ihrem Lager saß die liebenswürdige Marie, benutzte die lichteren Stunden, las ihr vor, erzählte ihr, brachte ihr die holden Kleinen, die ihre Ehe zur glückseligsten machten, und ermüdete nicht im Dienste der wahren Menschenliebe. Ihr Gatte stand ihr kräftig bei, und unter den Händen der trefflichen weisen Freunde entfalteten sich schnell in Albertinen die Blüten eines reichen Geistes.

Die schwere Krankheit schien ihr ganzes Wesen verwandelt zu haben; die Schönheit, die ihr eine gütige Vorsehung bestimmt, schien während derselben den vollständigsten Sieg über ihre Jugend davongetragen zu haben, und schon wenige Wochen nachdem sie das Krankenzimmer verlassen, strahlte sie von Gesundheit und Reizen. Sie war um ein Beträchtliches gewachsen; ihre Gestalt, obgleich noch schlank und zart, hatte eine liebliche Fülle bekommen; ihre großen dunkeln Augen drückten die veredelten Empfindungen ihres Herzens aus, ihre sonst geisterbleichen Wangen waren mit sanftem Karmin überzogen, als erröthete sie über ihre eigene Schönheit.

An Leib und Seele genesen, verlebte sie drei glückliche Jahre in dem Hause des Herrn Thüring, durch seine, durch seiner Gattin Lehren mit jedem Tage mehr sich ausbildend, in einer heitern rastlosen Thätigkeit. Ihr Vormund kam zurück, erklärte, bei ihrem gänzlichen Mangel an Vermögen sie nicht besser versorgen zu können und zum ersten mal fühlte sich Albertine dankbar gegen ihn. Der Gedanke, sich von dieser Familie, in deren Mitte ihr ein neues Leben aufgegangen, zu

trennen, war ihr unerträglich. Dennoch machte es ein unerwartetes glückliches Ereigniß wünschenswerth, ja, nach Herrn Thüring's Meinung nöthig.

Durch eine sonderbare Schickung mußte es sich fügen, daß in einem Zeitraum von einem Jahre sämmtliche Verwandte von Albertinens Vater mit Tode abgingen, so daß das Vermögen aller, auf diese Art zu einer außerordentlichen Größe angewachsen, auf die junge Waise fiel. Der letzte von Horneck, höchst betrübt über den Untergang seines Geschlechts, fügte, obwol seine Güter von Rechts wegen auf Albertinen, als die einzige Lebende des Hauses übergingen, dessenungeachtet der Erbschaft die Bedingung bei: die Erbin solle, den Namen von Horneck nicht aussterben zu lassen, vor dem fünfundzwanzigsten Jahre heirathen, und zwar einen Mann von gutem Adel, der sich anheischig mache, entweder ihren Namen ganz anzunehmen, oder wenn er sich dazu durchaus nicht verstehen wollte, ihn wenigstens dem seinigen beizugesellen.

Albertine hörte die Nachricht ihres Glückes mit einer Ruhe an, die ihrer Philosophie Ehre machte; als ihr aber Thüring sagte, daß sie nun nicht länger in

der Einsamkeit bleiben dürfe, daß sie in die Welt müsse, der sie angehöre, fing sie an heftig zu weinen, ergriff seine Hand und bat ihn, sie nicht zu verstoßen, weil sie reich geworden sei. Er lächelte und stellte ihr mit sanften Worten vor, daß sie den Willen des Testators zu erfüllen verpflichtet sei, daß der Ruf ihres Reichthums zwar viele Männer herbeiziehen, daß diese sich aber hier in der Fremde zeigen könnten, wie sie eben scheinen wollten; daß sie in der Residenz Bekanntschaften machen müßte und dann ernsthaft prüfen und wählen solle. Sie wendete ihm dagegen ein, daß es sich für sie wenig zieme, gleichsam auf Freiersfüßen in die Welt zu gehen, daß sie ihr Schicksal erwarten, aber nicht aufsuchen wolle, und daß sie sich nur unter der einzigen Bedingung zur Abreise entschließen könne, wenn er seine Entlassung nähme und sie mit seiner Familie begleitete. Denn es drängte sie ihr Herz, wenigstens einen geringen Theil der Schuld abzutragen, die Thüring's Wohlthaten auf sie gehäuft. Dieser aber schlug ihre Bitte bestimmt aus: seine Thätigkeit war sein Leben, und sein Wirkungskreis genügte ihm. Doch versprach er, ihr eine würdige Begleiterin zu verschaffen,

und Albertine gab endlich den Vorstellungen ihrer Freunde nach, und entschloß sich, den Winter in der Residenz zuzubringen.

Was Herrn Thüring zu diesem Wunsche bewog, war nicht allein Sorge für ihr Glück, es gesellte sich dazu auch der für das Wohl eines andern geliebten Zöglings, den er und seine Gattin seit lange im geheimen Albertinen bestimmt hatten. Herr Thüring war mehrere Jahre Hofmeister eines liebenswerthen Jünglings gewesen, Georg's von Waldau, des Sohnes eines reichen vornehmen Hauses, der jetzt als Lieutenant bei der Garde stand. Marie war zur selbigen Zeit Erzieherin der jungen Fräulein von Waldau. Aber nicht allein die Erinnerung an die süßen Stunden des ersten Auffindens ihrer Herzen knüpfte diese liebenden Gatten an die Familie: alle Mitglieder derselben waren geeignet, die zärtlichste Freundschaft, Georg aber einen gerechten Enthusiasmus einzuflößen. Die trefflichen Eigenschaften, die Marie sich in Albertinen entwickeln sah, brachte sie, wie Pläne für der Freunde Glück, besonders wenn sie auf Liebesglück gegründet sind, nur in Frauenköpfen oder vielmehr in Frauenherzen entstehen, zuerst auf den

Gedanken, zwei so schöne Seelen zu vereinigen. So lange aber Albertine arm war, wies Thüring die Idee entschieden zurück; denn obwol er die Uneigennützigkeit des Präsidenten, Georg's Vater, kannte, so wagte er doch nicht in einer Sache einen Schritt zu thun, die nicht beiden Theilen gleichen Vortheil brachte. Als aber glückliche Umstände seine Zöglingin zur reichsten Erbin des Landes machten, fing er an, Marien beifälliger anzuhören; da er jedoch Albertinens Herz nicht zu überraschen wünschte, ersuchte er sie, diese nichts davon merken zu lassen. Unterdessen bemühte er sich mit Eifer um eine schickliche Begleiterin und fand sie bald.

In der Nachbarschaft wohnte eine verwitwete Majorin von Brand, eine ältliche kinderlose Frau, von unbescholtenem Rufe, wohlwollendem Herzen und redlicher Gesinnung. In der Residenz geboren, erzogen und verheirathet, hatte sie seit kurzem eine unverschuldete Zerrüttung ihres Vermögens gezwungen auf das Land zu gehen, bessere Zeiten abzuwarten. Hier aber plagte sie die Langeweile gewaltig, und sie sehnte sich lebhaft nach der Stadt zurück. Höchst willkommen war

ihr daher Herrn Thüring's Vorschlag, dem Fräulein von Horneck dort Schutz zu verleihen, und sich dafür durch ein reiches Kostgeld in den Stand zu setzen, wenigstens den Winter über wieder in der Residenz ein ansehnliches Haus zu machen. Sie fühlte sich geschmeichelt, eine so schöne und glänzende junge Person in die Welt einzuführen, und säumte nicht, ihre Freunde von ihrer Ankunft und den Umständen ihrer Begleiterin zu benachrichtigen.

Als nun Albertine weinend neben ihr im Reisewagen saß, suchte die Majorin sie wohlwollend mit allen Neuigkeiten zu unterhalten, die man ihr aus der Hauptstadt geschrieben, ihr das lästige Sommerexil zu verkürzen. Scheidungen, Zweikämpfe, Lärm im Theater, alles lief bunt durcheinander, und bei allem ward der Name jenes Grafen von Hagen genannt, der so bedeutenden Einfluß auf Albertinens Jugend gewonnen. „Er ist ein Mensch ohne Grundsätze", sagte die Majorin, „aber der beste Cavalier unter der Sonne und so liebenswürdig, daß ihm kein Herz widerstehen kann. Seine Familie, hör' ich, denkt ernstlich daran ihn zu verheirathen, um seinem wüsten Leben ein Ende zu machen.

Er will nicht recht daran, aber meine Cousine, die Kammerherrin, schreibt mir, Tanten und Vettern sähen sich dessenungeachtet nach einer schicklichen Partie für ihn um. Ich zweifle nicht, daß auch Sie ihre Aufmerksamkeit erregen werden. Was meinen Sie, Fräulein Horneck? Es wäre kein kleiner Triumph, den Schmetterling zu fesseln und den Uebermüthigen unter das eheliche Joch zu beugen." —

Albertine erstarrte bei dieser Zumuthung. Sie wußte noch nicht, daß selbst bessere Frauen ein unbescholtenes Mädchen nicht für einen Wüstling zu gut halten, wenn es ihm einfällt, seines elenden Lebens überdrüßig zu sein; sonst würde sie vielleicht einen Theil der Verachtung, die sie gegen die Verdorbenheit der Männer hegte, auf ihr eigenes Geschlecht haben übertragen müssen. Unerfahren wie sie war, nahm sie den Vorschlag der Majorin nicht wenig übel und stand nicht an, ihre Meinung laut und entschieden zu erklären. Die Majorin konnte sich einiger Bewunderung der Energie ihres Charakters nicht enthalten, sagte aber lächelnd: „Kennen Sie ihn nur erst, vielleicht nehmen Sie mildere Grundsätze

an!" — Das Fräulein erröthete und brach das Gespräch ab.

Seit einigen Jahren gewöhnt, nur mit Verachtung an den Grafen zu denken, empörte die Erinnerung ihrer Schwachheit ihr Innerstes. Sie hatte sich vorgenommen, ihn soviel als möglich zu vermeiden, nicht als ob sie für ihr Herz gefürchtet hätte, oder daß das ehemalige Betragen des Mannes sie nicht vollkommen überzeugt hätte, er habe ihre Empfindungen nie geahnt, nur um sich selbst die Beschämung der Erinnerung zu ersparen. In der Hauptstadt angelangt, war er indessen einer der ersten, den sie erblickte: in glänzender Uniform ritt er an ihrem Wagen vorüber; sie erkannte ihn auf der Stelle, noch ehe die Majorin Zeit hatte ihn anzurufen. Er war noch ebenso schön, noch ebenso muthig, noch ebenso unbefangen wie sonst. Er bewillkommnete die Damen, ritt neben dem Wagen her und sah von Zeit zu Zeit bewundernd auf Albertinen, deren blendende Schönheit durch den Schleier strahlte. In stolzer Ruhe saß sie da, ohne sich in das Gespräch zu mischen. Vor dem Hause der Majorin sprang der Graf vom Pferde, half den Damen heraus und be-

gleitete sie die Treppe hinauf, ungeduldig, wie es schien, die schöne Reisende sich entschleiern zu sehen. Albertine stellte sich aber, ohne die mindeste Notiz von ihm zu nehmen, an ein Fenster und überließ sich beim Anblick derselben Straße, in der sie einst mit ihrer Tante gewohnt, trüben Erinnerungen. Umsonst suchte sich der Graf glänzender als je zu zeigen. Sie lächelte zu keiner seiner witzigen Bemerkungen und wendete sich erst um, als er sich empfahl. Sie machte ihm eine ernste Verbeugung; den Grafen verdroß ihr Betragen, doch verbarg er es und ging.

Durch die unendlichen Bekanntschaften der Majorin sah sich Albertine bald in einen Strudel von Vergnügungen gerissen, die ihrem Herzen wenig zusagten. Doch konnte es nicht fehlen, daß die Wirkungen ihrer Schönheit ihr schmeichelten, obwol sie es nicht gestehen wollte und stets mit einer Verachtung von irdischen Gütern sprach, die ihr bei ihrem Reichthum und ihren Reizen wohl anstand. Mit Befremden gewahrte sie jetzt erst, in welchem Grade sie ehemals hier übersehen war; denn keiner schien sich ihrer nur zu erinnern. Eine gewisse Bitterkeit gegen die Welt be-

mächtigte sich ihres sonst so sanften Herzens, als sie sich bewußt ward, daß nicht um ihres eigenen bessern Selbst, nein! daß um zufälliger Glücksgüter willen alle Frauen sie beneideten und alle Männer ihr huldigten. Das einzige Haus, in dem sie sich wahrhaft wohl fühlte, war das des Präsidenten von Waldau. Thüring's und seiner Gattin Briefe sicherten ihr die freundlichste Aufnahme. Ungeachtet des wichtigen Postens und des großen Reichthums des Präsidenten lebte die Familie mit einer eleganten Einfachheit und genoß mitten im Geräusche der Welt das Glück schöner Häuslichkeit. Die Präsidentin war eine verständige und liebevolle Frau, die beiden Fräulein Muster von wohlerzogenen und angenehmen Mädchen, der Sohn aber, von dem Albertine schon oft hatte sprechen hören, ein schöner, kräftiger junger Mann, ein echter Soldat, nicht dem Gamaschendienst huldigend, aber vom wahren Rittergeiste beseelt. Unter Thüring's trefflicher Leitung hatte sich sein tüchtiger Verstand in einem Grade ausgebildet, der ihn über die Mehrzahl seiner Kameraden weit hinweghob, jedoch mußte er sich oft gefallen lassen, von einem schwärmerischen Hange beherrscht zu

werden, der die Seele Georg's zu allem Großen und Schönen hinriß und nicht nach den Regeln einer wohlberechnenden Klugheit oder des Conventionell-Schicklichen fragte. Früh mit den Schwächen der Welt vertraut geworden, ekelte ihm mehr vor ihren scheinbaren Tugenden, als vor ihren Lastern, und verhaßter als die Frivolität selbst war ihm die falsche Empfindsamkeit, unter deren Maske sie sich bisweilen zu verbergen pflegt. Die Tugend war seinem Herzen so natürlich, daß er, mit Schiller, das Laster darum doppelt haßte, weil es so viel Schwatzen von jener gemacht. So kam es, daß er, mehr die Bewunderung der Welt verschmähend, als ihren Tadel verachtend, gelernt hatte, seinem Ausdruck etwas Herbes und Schroffes zu geben, was, verbunden mit seinem Hange zur Einsamkeit, ihn in den Ruf eines interessanten Sonderlings setzte. Erst Albertinens Nähe gab seinem ganzen Wesen ein sanfteres Colorit; sein Ausdruck ward zarter, und wenn er es auch noch immer vermied, von Empfindungen zu reden, so verbot er es doch seinen Augen nicht, eine dringende und süße Sprache zu führen. Albertine antwortete ihnen nicht, aber sie hieß sie auch nicht schwei-

gen. Das Gefühl, durch ihre bloße Gegenwart einen so außerordentlichen Mann zu beglücken, that ihrem Herzen wohl, und sie versprach sich, wenn sie irgend Einem vergönnte, es unruhiger schlagen zu machen, sollte er es sein und kein anderer.

Der Graf Hagen aber bot alles auf, sie in diesem Entschlusse wankend zu machen, und war ganz der Mann danach, wohlbefestigte Grundsätze durch die Vorzüge seiner Persönlichkeit und durch unermüdliche Beharrlichkeit zu untergraben. Albertine konnte es nicht vermeiden, den Liebling aller geselligen Cirkel oft, ja fast täglich zu sehen. Die kalte Ruhe, die stolze Gleichgültigkeit, mit der sie seine Huldigungen zurückwies, reizte den Uebermüthigen, der darin eine Beleidigung und in einem endlichen Sieg die einzige Genugthuung sah, immer mehr. Die Majorin hatte recht gehabt, wenn sie meinte, die Familie Hagen werde auf das reiche, schöne und tugendhafte Fräulein von Horneck ihr Augenmerk richten. Noch ehe sie ankam, betrachtete man sie als die Braut Hagen's. Der Graf protestirte zwar; er hatte sich jedoch selbst nach und nach an den Gedanken gewöhnt, und der Stolz, mit dem Albertine

nun die Hoffnungen der Familie, die bei einem Landfräulein und bei des Grafen Liebenswürdigkeit darauf nicht vorbereitet war, niederschlug, kränkte ihn bis zu dem Grade, daß er es sich gewissermaßen zur Ehrensache machte, ihn zu bezwingen. Zu sehr an das Bewußtsein seiner Unwiderstehlichkeit gewöhnt, als daß er sich hätte überreden können, Albertinens Herz verschmähe ihn, gab er dem Gedanken gern nach, daß nur ihre strengen Grundsätze jenes bekämpften und Zweifel in die Lauterkeit seiner Absichten ihr Festigkeit gäben. Die Mühe, die das Fräulein sich gab, jedes Alleinsein mit ihm zu vermeiden, die Verlegenheit, über die sie nicht Herrin werden konnte, wenn es dennoch einmal geschah, und gewisse Erinnerungen bestärkten ihn darin. Mit dem Netze seiner Künste, das er nur allzu oft und mit allzu gutem Erfolge gebraucht, aus den Fäden öffentlicher Huldigungen, kleiner Dienste, feurig ausbrechender Empfindungen und augenblicklicher Vernachlässigungen gewoben, dachte er sie mehr und mehr zu umspinnen, und rechnete sicher darauf, Waldau, den einzigen Nebenbuhler, den er berücksichtigte und der ganz dem Drange seines Herzens folgte, aus dem Felde zu

schlagen. Es fand sich aber ein dritter Bewerber ein, der sowol durch die Vorzüge seiner Person, als durch die Aufmerksamkeit, die ihm Albertine bewies, furchtbar zu werden drohte.

Herr von Eschen war weder so schön als Graf Hagen, noch so kräftig wie Georg von Waldau. Ein junger Mann, etwa achtundzwanzig Jahre alt, von mittler Größe, etwas blassem, aber sprechendem und scharfgezeichnetem Gesicht, geistreichen Augen und geistreicherem Gespräch; in seiner Kleidung zierlich, ohne Geckerei, in seinen Aeußerungen gemäßigt, wohlwollend, bisweilen geheimnißvoll, ein wahrer Diplomat. Er kam, als Albertine schon mehrere Wochen in der Residenz seines Fürsten war, aus London zurück, wo er bei der Legation desselben angestellt war, und obwol er nur den Titel eines Raths führte, eine wichtigere Rolle gespielt hatte, als der Gesandte selbst. Aus einer guten Familie, aber durchaus unbemittelt, schien er seinem Verdienste allein alles danken zu müssen, und man schätzte daher die Bescheidenheit doppelt an ihm, die seinem überlegenen Verstande das Drückende nahm. Der Präsident von Waldau liebte ihn ungemein, zog

ihn in seinen Familienkreis, pries ihn laut und prophezeite einen großen und zu gleicher Zeit redlichen Staatsmann in ihm. Die Unterhaltungen im Waldau'schen Hause nahmen seit der Zeit seiner Einführung einen andern Charakter an: sie wurden geistreicher, belehrender, umfassender. Eschen hatte eine feine Weise, auch Frauen in Gespräche ernsterer Art zu ziehen und hörte mit schmeichelnder Aufmerksamkeit auf Albertinens bescheidene Urtheile über Gegenstände, über die sie Thüring denken gelehrt. Auch Georg schloß sich ihm freundschaftlich an und schien, obwol er oft mit ihm verschiedener Meinung war, ein besonderes Wohlgefallen an der Klarheit und Bestimmtheit von Eschen's Ansichten zu haben. Unermüdlich, ihn zur Entwickelung derselben aufzufordern, dachte er nicht daran, durch Darlegung seiner eigenen großherzigen Gesinnungen selbst zu glänzen. Auch in den größern Versammlungen spielte Herr von Eschen eine würdige Rolle, wenn schon eine weniger schimmernde als Graf Hagen, der Meister in allen geselligen Künsten war. Er schien überall an seiner Stelle zu sein. Was Albertinen indeß unangenehm an ihm auffiel, war, daß er nicht allein mit

Georg, daß er auch mit dem Grafen in freundschaftlicher Verbindung stand. Durch seine Vermittelung näherten sich auch ihre beiden Liebhaber einander einigermaßen, und der Graf wußte sich auf gewandte Weise in die vertrauten Theecirkel bei Waldaus einzuführen. Ohne daß seine Kenntnisse die gewöhnlichen eines gebildeten Weltmanns bedeutend überschritten, gab sein richtiges Urtheil, das einen ungemein scharfen Blick zeigte, sein glänzender Witz, die Feinheit seines Ausdrucks und die Annehmlichkeit seines Organs seiner Unterhaltung einen Zauber, dem weder Männer noch Frauen widerstehen konnten. Wenig gewohnt nachzudenken, hatte sein Verstand eine gewisse Trägheit bekommen, und wenn man ihn stundenlang in das Geschwätz geistloser Stutzer und Schönen mit einstimmen hörte, so konnte man ihn leicht mit den faden Elegants verwechseln, unter die er sich mischte. Die Superiorität, die er, ohne sich zu bemühen, über jene erlangt hatte, wußte er durch die Phrasen einer epikuräischen Philosophie, zu der er sich bekannte, zu gleicher Zeit zu behaupten und zu mildern. Ein feiner Beobachter konnte es leicht bemerken, daß die Natur ihn weit über jenen Schwarm erhoben, und daß

es nur von ihm abhing, eine Stimme über wichtigere Angelegenheiten zu gewinnen, als Tanz, Mode oder der Beifall einer Schauspielerin. In Albertinens Gegenwart fühlte er sich bisweilen veranlaßt, diese Ansprüche geltend zu machen und die Reibungen, durch die feinste Weltsitte gemildert, welche die contrastirenden Ansichten eines verständigen und umsichtigen Greises und dreier geistreicher junger Männer veranlaßten, ergötzten und belehrten diese höchlich. Ein besonderes Vergnügen gewährte es ihr, diese Unterhaltungen ihren Freunden mitzutheilen, und sie behauptete lange Unbefangenheit genug, um ihre drei Anbeter in einem Briefe an Marien miteinander zu vergleichen.

„Was ihr Aeußeres betrifft", schrieb sie, „so ist der Graf unleugbar der Schönste, obwol es auch Georgen an einer gewissen männlichen Schönheit nicht gebricht und Eschen nichts weniger als häßlich ist. Waldau's Anstand ist der eines Soldaten, Hagen's der eines vornehmen, Eschen's aber der eines edeln Mannes. Ihre Unterhaltungsart ist noch verschiedener. Waldau ist nicht selten trocken, kurz angebunden, mit mir nur milde, zart und beredt. Doch bleibt auch dann bisweilen eine

gewisse moralische Härte, wenn ich so sagen darf, in seinen Aeußerungen zurück, eine schneidende Ironie in seinen Urtheilen und eine Menschenverachtung, die mich erschreckt und die ich mir bei seinem gefühlvollen Herzen nicht zu erklären weiß. Er selbst entschuldigte sie, als ich sie ihm einst vorwarf; er sei, sagte er, zu zeitig mit den Untugenden der Welt bekannt geworden, in eben der Epoche, in welcher das Herz sich am liebsten Ideale schafft. Der Contrast sei gar zu herbe gewesen. Ich glaube auch, je inniger und feuriger ein Mensch fühlt, desto geneigter ist er zu Waldau's Fehlern. Und war dies nicht auch mein Schicksal? Trotz dieser Ueberzeugung aber raubt jene tugendhafte Strenge mir bisweilen die Unbefangenheit, und aus Furcht, seine Achtung zu verlieren, komme ich in Gefahr, mich ihm besser zeigen zu wollen, als ich bin. — Der Graf läßt sich auf allgemeine Urtheile fast nie ein. Wenn er sich nicht etwa in ein politisches Gespräch verwickelt, so spricht er meist nur von Begebenheiten des Tages; er ist, möcht' ich sagen, wider Willen geistreich. Desto geflissentlicher legt er die Maske des Gefühls vor, be-

gleitet versteckte Worte mit Seufzern, ist Viertelstunden lang stumm, stockt oft mitten im Gespräch zerstreut, und sieht mich mit Blicken an, deren Ausdruck mich verwirrt. Alle diese Blicke, alle diese schmeichelnden Reden sind mir aus seinem Liebeshandel mit Leonoren bekannt. Aber es bedarf dessen nicht, um mich gegen sie zu waffnen. Ich kenne ihn, ich durchschaue ihn ganz! Ein herzloses Spiel denkt er mit mir, wie mit jener zu treiben, allein es soll ihm diesmal nicht gelingen. Er soll beschämt gestehen lernen, daß es doch Eine gegeben, die all seine Künste nicht haben überwinden können. Ich kann nicht umhin, ich leugne es nicht, höflicher gegen ihn zu sein, als es anfangs meine Absicht war. In großen Versammlungen zwar setze ich seinen Huldigungen eine eisige Kälte entgegen. Aber in dem kleinen Cirkel bei Waldaus würde es unschicklich sein, wollte ich durch zu viel Zurückhaltung die Heiterkeit der Unterhaltung und ihre Ungezwungenheit stören. Mein Bestreben ist hier, keinen auszuzeichnen, weder durch Aufmerksamkeit, noch durch Zurücksetzung; und ich glaube, daß ich dadurch meine Absicht: meine Freiheit auch äußerlich zu behaupten, am besten erreiche.

Mein Herz ist bei weitem nicht befangen genug, um sich schon durch eine Wahl binden zu wollen. Verlassen Sie sich übrigens fest darauf, meine Freundin! ehe ich mich an den Verräther Hagen wegwerfe, eher sterbe ich tausendmal.

Eschen endlich, um doch auch von ihm zu reden, ist wol von allen dreien am schwersten zu durchschauen. Er schmeichelt mir nie; aber ich komme mir nie klüger und liebenswürdiger vor, als mit ihm. Die zarte Achtung, die ehrfurchtsvolle Aufmerksamkeit, mit der er mich behandelt, thut meinem Herzen wohl. Er spricht mir bisweilen von seiner Freundschaft, aber ein gewisses Etwas in seinem Betragen sagt mir, daß er mehr als das für mich fühle. Ich achte ihn sehr. Aber für Waldau spricht so vieles! Sein eigener Werth, Ihre Freundschaft, seine wahre innige Liebe (ja, ich erkenne sie deutlich in jedem seiner Blicke), die Vortrefflichkeit seiner Familie — nun ich habe ja nicht nöthig, mich sogleich zu einer Wahl zu entschließen. Nichts soll mich bewegen, meinem Herzen vorzugreifen. Geben Sie Acht, es wird sich bald zwischen Waldau und Eschen entscheiden!“ —

Albertine glaubte ganz aufrichtig zu sein, indem sie diesen Brief schrieb. Sie war allerdings entschlossen, zwischen beiden zu wählen, aber sie schämte es sich selbst, noch mehr ihrer Freundin zu gestehen, was ihr die Wahl erschwerte. Bald wähnte sie den einen, bald den andern zu lieben; denn wenn ihr Herz frei wäre, woher denn sein ungestümes Klopfen? Woher die namenlose Wehmuth, die es bisweilen befiel? Woher die schlaflosen Nächte? Ach! sie wollte die Züge dessen nicht erkennen, der ihr Schlummer, Ruhe und Heiterkeit raubte, sie wollte es nicht, bis die vermehrte Sicherheit des Grafen, bis seine größere Kühnheit es ihr endlich entdeckte, daß sie milder und gefälliger gegen ihn geworden war. „Wie", sagte sie zu sich selbst, als sie einst einsam saß, „diese Männer strecken gierig die Hände nach jeder Blüte aus, alles Schöne wollen sie an sich reißen, genießen und von sich werfen, als wäre die ganze Schöpfung nur da, ihre eigensüchtigen Begierden zu befriedigen. Einst, als du ihm ein Herz voll glühender Liebe entgegentrugst, als eins seiner Worte, als einer seiner Blicke hinreichte, dich zur Glückseligsten der Erde zu machen, als alle deine Nerven

zitterten, wenn du von weitem seine Stimme hörtest, als du nachts vor seinem Bilde auf den Knien lagst und dich glücklich gepriesen hättest, für ihn sterben zu können — damals verschmähte er dich, weil keine Reize deine bleichen Wangen schmückten; mit grausamer Achtlosigkeit ging er an der noch unenthüllten Knospe vorüber, die aufgeblühte Blume mit schonungsloser Hand zu verderben. Jetzt, jetzt will er dich besitzen, weil — und du sinkst nicht vor Scham unter die Erde, schwach gegen eine solche Liebe zu sein! Eine Liebe, die du einem zufälligen Gute, einer irdischen Schönheit verdankst, deren Blüte morgen der giftige Hauch einer Krankheit auf ewig zerstören kann! — Liebe", fuhr sie erglühend fort: „was sag' ich! Vielleicht treibt er nur ein eitles Spiel mit mir, wie er es mit Unzähligen getrieben! Und seinem Amusement will ich meine Ruhe opfern? Und dieser künstlich angefachten Glut soll es gelingen, die kalte Verachtung zu tilgen, mit der ich mich gegen seine Liebenswürdigkeit gewaffnet? Meinen ganzen Stolz, das mächtige Gefühl einer tödlichen Beleidigung muß ich hervorrufen, um mich gegen ihren Zauber zu stählen? So tief bin ich gesunken!"

Sie verbarg das von Thränen benetzte Gesicht mit beiden Händen und saß so lange, ohne zu bemerken daß der Graf leise eingetreten war und dicht neben ihr stand, bis er, sie sanft umfassend, ihre Hand ergriff. Erschrocken fuhr sie empor; als sie ihn erkannte, riß sie sich mit einem Schrei von ihm los und floh in ihre Kammer. Er folgte ihr, hielt sie mit liebenden Worten, aber gewaltsam stieß sie ihn zurück, ohne zu bedenken, wie günstig er ihr Betragen auslegen könne. Als sie nach einer Stunde gefaßter in das Gesellschaftszimmer der Majorin trat, empfing er sie mit einem so glücklichen Lächeln und sein ganzes Wesen sprach so deutlich seinen Triumph aus, daß es ihren Stolz empörte, und der Entschluß, den sie während ihrer Einsamkeit gefaßt, sich befestigte. „Ich muß ihn hassen, da ich ihn nicht lieben darf", war das Resultat ihrer Ueberlegungen gewesen; „ich muß es ihm zeigen, und die Verachtung, die ich ihm beweisen will, soll ihn überzeugen, daß jede Hoffnung Thorheit sei."

Dieser Entschluß gab, verbunden mit dem Augenblick in welchem der Graf sie überraschte, ihrem Betragen in den Augen desselben eine Zweideutigkeit, die ihn nur

immer kühner in den Versicherungen seiner Liebe und zuversichtlicher in seinen Hoffnungen machte. Listig wußte er es einzurichten, daß sie an allen öffentlichen Orten in seiner Begleitung erschien, und daß die geringen Höflichkeiten, die ihm Albertine erwies, in den Augen der Welt für Auszeichnungen galten. In ihrem Kopfe bildete sich dagegen der Plan immer mehr aus, zu dem ihr empörter Stolz, und der tugendhafte Entschluß, sich von ihm loszumachen, den Grund gelegt. Sie fühlte entschieden, bei der Ueberzeugung von der Unwiderstehlichkeit und bei der List des Grafen werde die Stadt diesen für denjenigen halten, der ihrer überdrüßig geworden sei, wenn sie gerade jetzt mit ihm bräche, da sie ihm durch ein gefälligeres Betragen neue Rechte gegeben zu haben schien. Sie beschloß daher gleiche Waffen gegen ihn zu gebrauchen: ihn durch listiges Schweigen in seiner Sicherheit zu bestärken, seine Liebesschwüre nur mit Zweifeln in den Ernst seiner Absichten zu beantworten, ihn auf diese Weise zu einem förmlichen und gewissermaßen öffentlichen Antrag zu nöthigen, und durch die Beschämung einer eclatanten Abfertigung, Leonorens Schatten, ihr tausendfach be-

leidigtes Geschlecht, ihr verschmähtes Herz und — ihre neue Schwachheit zu rächen.

Mit Herzklopfen entwarf sie diesen Plan; mit ängstlicher Verlegenheit führte sie ihn aus und kam sie ihm zu Hülfe. Zwar ahnte sie noch nicht das unendliche Weh, das ihr das erste Ueberschreiten der Schranken der Redlichkeit bereiten werde, aber ihre Seele war zu edel, um sich in den künstlichen Getrieben einer überlegten Rolle wohl zu fühlen. Doch schien sie des Grafen täglich wachsende Verwegenheit mehr und mehr darin bestärken zu sollen. Es war ihm kein kleiner Triumph, das klügste und stolzeste Mädchen endlich besiegt zu haben; die Achtung aber, die sie ihm unwillkürlich eingeflößt, ihre außerordentliche Schönheit, ihr Reichthum, die Wünsche seiner Verwandten, und endlich der Umstand, daß sie gewissermaßen vereinzelt in der Welt stand, der ihm die Gewißheit gab, von niemand zur Rechenschaft gefordert zu werden, wenn er sich etwa im Verlauf einer längern Ehe gewisse Vernachläßigungen zu Schulden kommen ließe — alles dies bewog ihn zu dem Entschluß, sich unter das verhaßte eheliche Joch zu beugen und sie zu seiner Ge-

mahlin zu machen. Das Mistrauen, das Albertine seinen Liebesbetheuerungen entgegensetzte, ließ ihn schließen, daß es nur eines förmlichen Antrags bedürfe, und um sie vollkommen zufrieden zu stellen, nahm er sich vor, ihn in Gegenwart seiner Verwandten, die ihn zu einem entscheidenden Schritte drängten, zu machen. So sicher war er seiner Sache.

Während er aber noch Albertinen von allen Seiten angriff und jede Stelle, die sich schwächer zeigte, entdeckte und benutzte, hatte sich ihr Waldau mit Sturmschritten, Eschen aber mit leisen, besonnenen genaht. Ging Albertine einen einzigen vorwärts, so näherte er sich um zwei; trat sie wieder zurück, so entfernte er sich noch einmal so weit. Das Spiel unterhielt sie; sie glaubte überzeugt sein zu dürfen, daß nicht Mangel an Liebe, daß nur seine Bescheidenheit, seine Armuth und Furcht vor dem Verdacht, um ihren Reichthum zu werben, ihn zurückhielt. Waldau hatte das nicht zu scheuen. Auch nahm ihn seine Leidenschaft so ganz ein, daß er weder daran zu denken schien wie die Welt sie beurtheilen möchte, noch sie vor ihr oder dem Fräulein selbst zu verbergen.

Seitdem diese sich freundlicher gegen den Grafen betrug, sah sie Georg meist finster, stumm und zurückhaltend. Er heftete Blicke auf sie, in denen eine verzehrende Glut brannte; wenn er sie mit jenem sprechen sah, stand er oft ungestüm auf und verließ mit einem so stürmischen Wesen das Zimmer, daß es alle aus der Fassung brachte. Mutter und Schwester sendeten dann Blicke hinter ihm her, die Albertinens Herz ergriffen. Gepeinigt durch die Rücksichtslosigkeit seines Betragens, überredete sie sich, Waldau sei ein Brausekopf, der besser zum Liebhaber als zum Ehemann tauge; seine Anlage zum Hausdespoten sei unverkennbar. Eschen dagegen ließ nie Eifersucht blicken, obwol sie deutlich sah, daß er sie unabläßig beobachtete. In beständiger Furcht, von ihm durchschaut zu werden, schmeichelte ihr die Hochachtung, die er ihr bewies, doppelt, und sie fühlte sich bedeutend erhoben, wenn er die Festigkeit ihrer Grundsätze und ihre edle Offenherzigkeit rühmte. Waldau's Mistrauen dagegen verdroß und beleidigte sie. So wahr ist es, daß wir dann die Achtung anderer am meisten bedürfen, wenn wir in Gefahr sind, unsere eigene zu verlieren. Dessenungeachtet aber beschloß sie

sich nicht eher zu entscheiden, als bis ihr Plan ausgeführt, und sie sich ganz von Hagen losgemacht. Dann, nahm sie sich vor, wolle sie ihr Herz ernsthaft prüfen und bei ihrer Wahl besondere Rücksichten auf die Stimme ihrer Freunde nehmen; sei es nun, daß sie von der Wahrhaftigkeit von Georg's Liebe am festesten überzeugt war, oder daß ein leises Etwas für ihn in ihrem Herzen sprach. Sie vermied sorgsam jedes Alleinsein mit ihm, denn sie scheute sich, durch eine rasche Erklärung von seiner Seite früher zu einer Entscheidung gezwungen zu werden, als es ihrem Plane gemäß war.

Eines Abends, als in einem Albertinen befreundeten Hause ein Fest veranstaltet worden war, zu dem man die ganze Stadt gebeten hatte, lehnte sie die Einladung ab, weil sie gehört, die Präsidentin sei unpaß, in der Absicht, dieser Gesellschaft zu leisten. Sie fand die Hausmutter auf dem Sofa sitzend, hinter dem Theetisch, um den Sohn und Töchter versammelt waren. Ihr unvermutheter Besuch erregte so große Freude, daß sie sich dadurch gerührt fühlte. Sie setzte sich unter die Geschwister und war bald in einem traulichen

Gespräch mit ihnen. Aus Georg's Augen strahlte eine Heiterkeit, die lange eine düstere Schwermuth verdrängt hatte. Seit Monaten war sie gewohnt, ihn finster und untheilnehmend zu sehen, heute war er gesprächig, sanft und liebenswürdig. Die Dankbarkeit, daß sie ihn und den stillen Kreis seiner Verwandten den Huldigungen einer schimmernden Versammlung, der Hagen einen Theil des Glanzes verlieh, vorzog, stimmte ihn weicher als je und machte ihn all das Weh, das die Zweideutigkeit ihres Betragens ihm zugefügt, vergessen. Aber sein Muth sank gewaltig, als unvermuthet Eschen in das Zimmer trat. Albertine hatte ihm im Vorbeigehen gesagt, wo sie den Abend zubringen werde, und er, der keine Gelegenheit versäumte, sie zu sehen, hatte darauf gleichfalls absagen lassen. Albertine hatte sich heute so glücklich im Beglücken gefühlt, daß ihr dies Zusammentreffen höchst unangenehm war. Sie suchte sich indessen zusammenzunehmen, ging in Eschen's Gespräch ein, und alles schien wieder in das Geleis gekommen zu sein, als plötzlich Waldau ein neues auf die Bahn brachte, es mit Gewalt herbeiziehend, das die Nothwendigkeit für ein junges Frauenzimmer, ihren Ruf zu

berücksichtigen, zum Thema hatte. An seinem Stocken, an seinem Rothwerden, an seinem Niederschlagen der Augen merkte Albertine bald, daß er mit Absicht sprach, denn bei Personen, die von Natur offenherzig sind und die sich aus edelm Stolz in keiner Art von Verstellung geübt haben, macht gewöhnlich die Mühe, mit der sie die ungewohnte Arbeit verrichten, wenn sie sich ja einmal herablassen, in Anspielungen zu reden, die Zuhörer aufmerksam und mistrauisch.

Ohne Albertinen anzusehen, gegen Eschen gewendet, sagte er: „Nichts schade einem tugendhaften Frauenzimmer in der Meinung der Welt mehr, als ein häufiges Zusammenstellen ihres Namens mit dem eines bekannten Roué. Sie müsse daher sorglich vermeiden, oft mit ihm öffentlich zu erscheinen; selbst ein blos leidendes Verhalten errege Verdacht, sie dürfe nicht hoffen, daß ihr Verhältniß mit ihm als ein die Schranken der Galanterie nicht überschreitendes angesehen werde. Denn da Männer und Frauen der großen Welt überhaupt nicht geneigt seien, vortheilhaft von diesen zu denken, letztere aber vorzüglich deswegen, weil sie in der Allgemeinheit der Schwäche ihre einzige Entschuldigung

fänden, so zeuge alles, was im erwähnten Verhältnisse nicht für die Tugend eines Frauenzimmers zeuge, unwiderruflich wider sie."

Albertine warf den schönen Mund ein wenig auf. Eschen aber entgegnete, ohne nur die mindeste Befangenheit merken zu lassen: „Er könne ihm nur bedingt recht geben. Gewöhnliche Frauen wären allerdings den strengen Gesetzen der Meinung unterworfen, es gäbe aber eine gewisse sichere Tugend, die über jeden Verdacht erhaben sei und die er die wahre weibliche Würde nennen möchte. Er halte die Welt für klug genug, diese von der falschen unterscheiden zu können, die nur von Rücksichten auf sie und von der Furcht, bei ihr zu verlieren, bewacht werde. Indessen sei sie freilich dem Neide am meisten ausgesetzt, der am liebsten «das Strahlende schwärze» — und es könne sich wol fügen, daß sie öffentlich Fehltritte beschuldigt würde, an die niemand glaubte. Dies zu vermeiden werde ein kluges Frauenzimmer schicklich finden, weniger aus Furcht vor bösen Zeugen selbst, als weil jeder Fleck ihres Rufs einem Wüstling ein angebliches Recht zu geben scheine." — Waldau antwortete nicht; er malte gedankenvoll auf

den Tisch; Mutter und Töchter sahen auf ihre Arbeit. Albertine saß mit derjenigen stolzen Miene da, hinter welcher sie oft ihre Verlegenheit zu verbergen pflegte.

Da führte ein unglückliches Ungefähr plötzlich den Grafen herbei. Er könne, sagte er, nicht umhin, sich im Vorüberfahren nach dem Befinden der Frau Präsidentin zu erkundigen. Diese gab ihm ziemlich lauen Bescheid und warf einen Blick auf Albertinen, dessen argwöhnischer Ausdruck sie beleidigte. Der Graf war so unbefangen, als ahne er die Störung nicht, die er verursacht. Er schwatzte allerlei; ein gewisser Hohn aber, der um seinen Mund spielte, verrieth, daß er sich heimlich an der allgemeinen Verwirrung ergötzte. Einmal, während Eschen etwas erzählte, warum ihn die Präsidentin befragt, lehnte er sich über Albertinens Stuhl und flüsterte ihr ein unbedeutendes Wort zu, das sie kaum verstand; der Gedanke aber, was die Gesellschaft von dieser Vertraulichkeit denken werde, setzte sie in eine solche Bestürzung, daß der Verdacht derselben dadurch nur vermehrt ward. Endlich erhob sich der Graf; er warf, indem er Albertinen die Hand küßte, auf Georg einen Blick des Triumphs. Dieser aber schien

weder zu sehen noch zu hören, und fuhr wie aus einem Traume empor, als seine Mutter, ihn anstoßend, sagte: „Georg, Graf Hagen empfiehlt sich!“ worauf er ihm eine mechanische Verbeugung machte.

Als er fort war, reichte Eschen's ganze Gewandtheit nicht hin, die Unbefangenheit nur scheinbar wieder herzustellen. Albertine brach zeitig auf und ward nicht gebeten zu bleiben. —

Den andern Morgen stand sie eben sinnend am Fenster, als sie Waldau mit hastigen Schritten auf ihr Haus zukommen sah. Er blickte herauf; er hatte sie erkannt; es war nicht mehr Zeit sich verleugnen zu lassen. „Ach!“ seufzte sie unruhig, „jetzt gerade, jetzt! Was soll ich thun? Soll ich ihn abweisen? Ihn betrügen? Eins wie das andere kann ich nicht!“ — Noch hatte sie keine Fassung errungen, als sie ihn mit einer finstern Miene eintreten sah. Unvermögend zu reden, wies sie ihm schweigend einen Platz neben sich an. Stumm setzte er sich und hob nach einer ängstlichen Pause zu sprechen an. Ohne Einleitung sagte er ihr, daß er gekommen sei, sie um die Entscheidung seines Lebensglücks zu bitten; er habe lange umsonst

den Augenblick gesucht, indeß könne, daß er sie liebe, ihr kein Geheimniß mehr sein. „Wie theuer Sie mir sind", fuhr er mit entschlossenerm Tone und düsterer Miene fort, „kann und will ich nicht aussprechen, denn kein Mitleid soll Sie bestechen, sich gegen die Stimme Ihres Herzens aufzulehnen."

Die Trockenheit und anscheinende Ruhe dieser Erklärung kältete Albertine, die sich noch eben auf das günstigste für ihn gestimmt gefühlt hatte, in dem Grade ab, daß sie den Muth in sich fand, ihm zu sagen, daß sie seine Freundin sei, es ewig bleiben wolle, ihm aber nimmer mehr werden könne. Er legte die Hand über die Augen und saß so lange. Dann stand er plötzlich auf, blickte sie schmerzlich an und sagte mit einer Stimme, der er vergebens Festigkeit zu geben suchte: „Albertine, vergönnen Sie mir eine Frage!" — „Mein Freund", erwiderte sie gerührt, „ich will sie Ihnen offenherzig beantworten." — „Lieben Sie Hagen?" — „Ich verachte ihn." — „Und lieben ihn? — „Waldau!"

Er ging mit raschen Schritten das Zimmer auf und ab. Auf einmal stand er neben Albertinen, die ihn ängstlich betrachtete, still, ergriff ihre Hand und rief

mit einem so schmerzlichen Tone, daß sie sich wie eine Schwerschuldige vorkam, mit einem Tone, der sich aus einer zerrissenen Brust mühsam loszuringen schien: „Leben Sie wohl, Albertine! Ich weiß, Sie wollten mir es ersparen, aber besser, ich leere den Giftbecher mit einem muthigen Zuge, als daß Sie mir ihn tropfenweise, tödlich, quälend eingeben. O leben Sie wohl! Seien Sie Eschen's! Er liebt Sie! Wer könnte Sie sehen und Sie nicht lieben! Aber bei dem heiligen Gotte, treuer hat es keiner mit Ihnen gemeint, als der Freund, den Sie von sich stoßen! Leb' wohl!" rief er noch einmal und stürzte aus dem Zimmer. Erschüttert sah sie ihm nach. Sie wollte ihn zurückrufen, wollte sich die Seine nennen, beklemmt wie sie war, versagte zum Glück ihr die Stimme, denn wie würde sein, nur an einem Gegenstand leidenschaftlich hängendes Herz die Unentschlossenheit ihres zerspaltenen Gemüths gedeutet haben! Nein, sagte sie endlich, der Edle verdient ein ungetheiltes Herz. Eine so bedingte Liebe, wie die meinige, würde seiner stürmischen Brust nicht genügen!

Waldau suchte weder seinen Schmerz, noch dessen Veranlassung zu verleugnen. Er vermied Albertinen

sorgfältig, weniger sich selbst zu schonen, als der Geliebten eine unangenehme Empfindung zu ersparen. Diese ward nicht wieder zu Waldau's eingeladen und kam auch nicht von selbst. Sie war billig genug, es natürlich zu finden, daß die Präsidentin, als sie sie einmal am dritten Orte traf, verlegen und zurückhaltend gegen sie war. Manche Personen glauben recht fein zu sein, indem sie sich bestreben, jede Art von Empfindlichkeit zu verbergen und für jede Verletzung eine lächelnde Miene bereit halten. Sie bedenken nicht, daß sie, indem sie Gleichgültigkeit gegen eine Kränkung ihres Gefühls beweisen, denjenigen, der sie verursachte, wenig zu achten scheinen, und daß sie auf diese Art gewissermaßen die Beleidigung erwidern. Albertine hoffte, die Zeit werde, Georg's Wunde heilend, ihr Verhältniß zu einer Familie wieder herstellen, die sie so hoch schätzte; sie war aber zu sehr mit ihrem Plane beschäftigt, als daß sie sich hätte dem Mitleid, das ihr Georg einflößte, ganz hingeben können. Sie beredete sich, daß dieser sich eher erklärt als Eschen, sei ein Fingerzeig der Vorsehung, daß sie diesem angehören solle und nicht jenem bestimmt sei. Hätte sie Eschen

wahrhaft geliebt, so würde sein furchtsames Zaudern sie ungeduldig gemacht haben, sie sah aber darin nur eine Unterstützung ihres Vorsatzes, sicher, daß es ihr nur einen Wink koste, den Zaghaften muthig zu machen.

So kam es auch, daß sie es ruhig lächelnd anhörte, als dienstfertige Freundinnen ihr hinterbrachten, daß ihr besonnener diplomatischer Liebhaber sie neulich beinahe verleugnet habe. In einem Kaffeehause, erzählten sie, sei kürzlich eine Gesellschaft junger Männer versammelt gewesen, von denen einige dem Grafen Hagen Glück wegen der neuen Eroberung gewünscht hätten. Er aber habe achselzuckend, seufzend und lächelnd geantwortet: „Er sei noch weit von seinem Ziele entfernt; unter ihnen befinde sich ein mächtiger Nebenbuhler, der mit leisen Füßen seinen Flügelschritt einzuholen drohe"; wobei er sich gegen Eschen gewendet und demselben gleichsam eine Erklärung abgenöthigt habe. Dieser habe darauf geäußert: „Er könne auf ein Glück keine Ansprüche machen, welches eher für den Grafen bestimmt zu sein scheine; er fühle sich geehrt, der Freund des Fräulein von Horneck zu sein; für einen Liebeshandel nach der Mode achte er sie zu sehr, und nach

der Hand der reichsten Erbin des Landes zu streben, habe er zu wenig Selbstvertrauen und zu viel Stolz. Er fühle sich nicht berechtigt, sich irgend jemand, der Ansprüche auf eine höhere Gunst mache, in den Weg zu stellen."

Diese Erklärung schien Hagen's Entschluß den Ausschlag gegeben zu haben. Er nahm einen günstigen Augenblick wahr, ihr seine Liebesbetheuerungen zu wiederholen, und als sie ihm entgegnete: sie schätze ihr Herz zu sehr, es ihm zu einem flüchtigen Spielwerk zu überlassen, sie förmlich um ihre Hand zu bitten. Albertine schwieg, indem in ihrem Herzen triumphirende Freude mit heimlicher Angst stritt. Sie stand auf und sagte mit einer Stimme, der sie kein Zittern anzukünsteln brauchte: „Herr Graf, wenn ich Ihrem Worte mistraue, so schreiben Sie sich die Schuld selbst zu. Mit eben der Miene haben Sie schon manches Herz getäuscht; wer gibt mir Bürgschaft, daß Sie es redlich mit mir meinen?" — und ohne auf seine Schwüre zu achten, entfernte sie sich schnell, als fürchte sie zu viel gesagt zu haben, wirklich aber, weil sie glaubte, ihm genugsam angedeutet zu haben, was er zu thun hätte.

Den folgenden Morgen ließen sich mehrere der bedeutendsten Mitglieder der Familie Hagen bei der Majorin, die von ihrer Absicht unterrichtet war, ansagen; und da sie diese nicht mit vorher melden ließen, so glaubte Albertine sich nichts zu vergeben, wenn sie sie annähme. Ihr Herz klopfte ungestüm, als sie sich nun dem Ziele so nahe sah, zu welchem die Schleichwege der List und Verstellung sie geführt. Unruhig ging sie im Zimmer umher, sich es tausendmal wiederholend, was sie dem Grafen sagen, wie sie ihn beschämen, demüthigen, niederschlagen wolle. Es schien, als finde ihr Herz ein eigenthümliches Vergnügen darin, sich selbst weh zu thun, so wie man oft besonders geneigt ist, eine wunde Stelle durch allerlei Verletzungen aufzureizen. Geschäftig bereitete sie alles vor, ihren Triumph zu verherrlichen. Einige Bekannte, die ihr eine Morgenvisite zu machen kamen, bat sie, ihr heute Abend bei einem langweiligen, steifen Besuch, den sie erwarte, beizustehen; auch zu einigen Freundinnen schickte sie, und ließ sie unter verschiedenem Vorwand einladen. Sie betrieb indessen diese Angelegenheiten mit quälender Herzensangst, und als sie unerwartet Eschen zu sich eintreten

sah, befiel sie plötzlich eine Ahnung, daß bei ihrem Vorhaben ein Beschützer ihr nöthig werden könne.

Auf Eschen's Gesicht lag eine sanfte Trauer, die Albertine nicht an ihm gewohnt war. „Was haben Sie?" fragte sie theilnehmend. — Zögernd antwortete er: „Ich komme von Waldau. Der Anblick des Unglücklichen hat mich schmerzlich aufgeregt, und mir trübe Bilder vor die Seele geführt." — „Auch ich beklage ihn", versetzte sie, „aber Sie, Eschen, dürfen es nicht ohne mich zu kränken." —

Er sah sie mit einem Blicke an, aus welchem der Schimmer einer süßen Hoffnung leuchtete; nach einer kleinen Pause aber erwiderte er: „Das Herz, mein Fräulein, ist enger als das meine, das neben einem mächtigeren Gefühle nicht auch noch Raum für die Freundschaft hat."

Die Unterredung ging mit leisen Schritten vorwärts, bis sie ihr Ziel erreichte. Waldau's Zurückweisung, Albertinens Erklärung, daß sie Hagen nicht liebe, ihre gütigere und befangenere Stimmung flößten ihm Muth ein. Nach einer Stunde nannte Albertine, von Eschen's Armen zärtlich umfaßt, ihn ihren Geliebten, ihren

Bräutigam, und erfreute sich des feurigern Ausdrucks einer Liebe, die nur stolze Bescheidenheit in den Schranken einer ehrfurchtsvollen Ergebenheit gehalten zu haben schien. Nachdem sie eine Weile wohlgefällig angehört, wie er sich den Glücklichsten der Sterblichen nannte, wie er ihr die ängstlichen Zweifel schilderte, in denen er bisher gelebt, nahm sie Gelegenheit von dem zu sprechen, was nothwendig berichtigt werden mußte. Er fand sich willig inskünftige sich Eschen-Horneck zu nennen, und theilte ihr, auf ihr Befragen, obwol er anfänglich meinte, er habe jetzt nicht Zeit daran zu denken, seine Pläne für die Zukunft mit. Seine kühnen Entwürfe ließen auf einen großen Ehrgeiz schließen, aber es schien ihn ebenso sehr der Wunsch, dem Staate nützlich zu sein, als Sorge für den Vortheil seiner Person zu leiten. Schon früher hatte Albertine erfahren, daß nur seine Armuth ihn hindere, einen wichtigen Gesandtschaftsposten zu bekleiden, zu dem seine ungewöhnlichen Geistesgaben ihn fähiger als irgendjemand machten. „Ich freue mich", sagte sie lächelnd, als sie es nun von ihm selbst hörte, „auch meinerseits dem Vaterlande einen Dienst leisten zu können." — Er

küßte ihr zärtlich die Hand, und sie beschied ihn auf den Abend wieder zu sich, ihn der Majorin als ihren Bräutigam vorzustellen.

Als er zur bestimmten Stunde kam, machte diese, welche die Hagens erwartete, ein ziemlich langes Gesicht. Da sie aber keinen Augenblick zweifelte, der Graf werde das Jawort erhalten, so war sie eben nicht unzufrieden, als sich zufällig, wie sie meinte, mehrere Freunde einstellten. Die Familie aber, die voraussetzte, man wüßte warum sie käme, schien einigermaßen verwundert, Gesellschaft zu finden. Das Gespräch schlich steif und gezwungen eine Zeit lang fort. Eschen war nicht wenig erstaunt über die allgemeine Verlegenheit. Der Graf selbst war der einzige Unbefangene. Seines Sieges gewiß, konnte es ihm nur schmeicheln, mehrere Zeugen seines Triumphs zu haben. Er ließ sich auch durch Albertinens frostigen Empfang nicht irre machen, nahte sich ihr zuversichtlich und küßte ihr mit einem Blicke die Hand, durch dessen Zärtlichkeit er den letzten Rest jungfräulicher Sprödigkeit zu verscheuchen hoffte. Es ward ihm nicht schwer, eine Pause im Gespräch zu seiner Absicht zu benutzen. Ohne Verlegenheit stand er

auf, trat auf Albertinen zu, und begann mit einem Anstand, dessen Leichtigkeit die Feierlichkeit des Augenblicks milderte, und mit einer Stimme, in welche er all die Süßigkeit legte, deren sie fähig war: „Ich wäre zu glücklich, schöne Albertine, wenn ich mir schmeicheln dürfte, Ihr Herz ahne, was mich heute in so ehrwürdiger Begleitung zu Ihnen führt. Die grausamen Zweifel sind es, die Sie bisher den Betheuerungen meiner Liebe entgegengesetzt. Leider muß ich gestehen, daß ich sie mir selbst durch einen Leichtsinn zugezogen, von dessen ganzer Strafwürdigkeit das Mistrauen, das Sie in mein Wort setzen, mich überzeugt. Sie werden die Bürgschaft achtungswerther Personen, mit denen verwandt zu sein ich mir zur größten Ehre rechne, nicht verschmähen. Erlauben Sie mir also, mein theures Fräulein, Sie heute in Gegenwart dieser Damen und Herren zu bitten, mich zum Glücklichsten der Erde zu machen, und der Versicherung Glauben zu schenken, daß ich mich durch die pünktlichste Treue und unumschränkte Verehrung Ihrer würdig zu machen suchen werde!"

Während er sprach, hatte sich Albertine alles zurückgerufen, was ihr heute morgen ihr beleidigtes Herz

eingegeben, und sich mit einer so wegwerfenden Kälte von ihm gewendet, daß die ganze Verwegenheit des Grafen dazu gehörte, nicht aus der Fassung zu kommen. Eben war sie im Begriff zu antworten, als der alte Graf Hagen, der erste Minister des Landes, sich erhob, die Worte seines Neffen auf eine schmeichelhafte Weise bestätigte, und ihr versicherte, die Familie sei stolz darauf, sie aufzunehmen, und verspreche sich die vortheilhaftesten Wirkungen ihrer Schönheit und Tugend. Die Scheu seines Vetters vor einer ernsthaften Verbindung sei bisher das einzige gewesen, das man an ihm habe aussetzen können, denn er sei anerkannt einer der bravsten Offiziere der Armee und der beste Cavalier von der Welt; dann fügte er noch einige Worte hinzu, durch die er ihr auf versteckte Weise zu verstehen gab, daß auch sie es sich zur Ehre rechnen müsse, einer Familie, wie der seinen, anzugehören.

Albertine hörte ihn mit gesenkten Augen und achtungsvollem Schweigen an. Dann antwortete sie mit einem ernsten und entschlossenen Tone: „Kein Zweifel, Herr Graf, daß mich die Verwandtschaft mit einem der angesehensten und ältesten Häuser des Landes ehren würde.

Vergönnen Sie mir, Ihnen für jetzt nur mit der Versicherung meines Dankes für Ihre gütige Gesinnung gegen mich zu antworten und mich in Hinsicht der Hauptsache an Ihren Herrn Neffen selbst zu wenden. Ihnen, mein Herr!" fuhr sie mit stolzer Strenge zu diesem gewendet fort, „will ich nicht bergen, daß die Verwegenheit, mit der Sie sowol mich als diese ehrwürdige Versammlung in die peinlichste Verlegenheit setzen, mich auf das äußerste befremdet. Erinnern Sie sich, daß es keineswegs Zweifel in die Lauterkeit Ihrer Absichten allein waren, was mich bewog, Ihre tausendmal wiederholten Anträge zurückzuweisen; daß ich Ihnen ebenso oft gesagt, daß meine Grundsätze mir durchaus verböten, einem Mann geneigt zu sein, der es sich zum Geschäft macht, die heiligsten Gesetze der Tugend mit Füßen zu treten. Diesen Grundsätzen zu folgen bin ich fest entschlossen, und ich rechne mir dies um so weniger als Verdienst an, als sie vollkommen mit meinem Herzen übereinstimmen, auf dessen Antrieb ich mich heute Morgen mit Herrn von Eschen verlobt." — So sprach sie, und trat, des Freundes Hand ergreifend, zu ihm.

Wenn ein Blitzstrahl aus heiterer Luft niederfährt, so kann er keine größere Bestürzung verursachen, als Albertinens letzte Worte. Der Mann, dem es nie an Ausdrücken gefehlt, wenn er ein Herz betrügen wollte, den noch kein unerwartetes Hinderniß aus der Fassung gebracht, der noch nie einen beleidigenden Blick ungestraft empfangen — derselbe Mann stand jetzt bleich, athemlos, ohnmächtig zur Rache, durch die Verachtung eines schwachen Mädchens vernichtet. Die Familie erhob sich schnell. Der Minister sagte, indem er seinen Zorn zu verbergen suchte: „Ei ei, mein Neffe, waren Sie Ihrer Sache nicht gewisser?“ Auch die Damen erlaubten sich einige Vorwürfe; Hagen stand wie vom Donner gerührt. Albertinens glänzende Augen sprachen einen stolzen Triumph aus. Seit lange hatte ihr Herz nicht so frei und glücklich geschlagen, als in diesem Augenblick der Rache. Sie weidete sich an seiner Bestürzung und fühlte sich gehoben durch den Sieg über eine Schwäche, deren Bewußtsein sie niederdrückte. Alle, sagte sie für sich, die er einst bezaubert, sollten ihn so sehen! Wie den Mann mit dem Gefühl seiner Allmacht plötzlich alle Anmuth verlassen; wie seine schönen Züge die Beschämung entstellt!

Plötzlich aber färbte des jungen Mannes Gesicht sich mit dunkelm Roth und er faßte sich so weit, sagen zu können: „In der That, mein Oheim, ich habe einen andern Ausgang erwartet. Vergeben Sie mir, meine Damen! Ich glaubte mich durch Fräulein Horneck's Betragen zu andern Erwartungen berechtigt.“ — „Ich weiß, Herr Graf“, fiel Albertine mit Hohn ein, „wie gern Sie sich Hoffnungen überlassen, die sich auf das Bewußtsein Ihrer Unwiderstehlichkeit gründen. Ich bin nicht gesonnen, diesen Grund zu befestigen. Von heute an werden Sie sich wol nach einem andern Boden umsehen müssen, wenn Ihre Entwürfe gedeihen sollen.“ — „Wie dem auch sei“, versetzte der Graf, indem er sich vollkommen gesammelt hatte, „ich wünsche Ihnen Glück, Herr von Eschen! sagte ich es Ihnen nicht zuvor, Sie würden mit Ihren bedächtigen Schritten eher ans Ziel gelangen, als ich mit meinen Flügeln? Nun, wir bleiben Freunde!“ fuhr er fort, indem er jenem die Hand schüttelte, der verlegen dastand. Darauf bot er einer seiner Tanten den Arm und verließ, sich flüchtig verbeugend, das Zimmer. Der Minister und die Uebrigen folgten.

Als sie fort waren, bemerkte Albertine erst die Unzufriedenheit auf Eschen's Stirn. Sie bemühte sich zärtlich um ihn, und er ward es kaum gewahr, als er eine heitere Miene annahm, indessen blieb ihm den ganzen Abend eine gewisse Zerstreuung. Deutlicher zeigte die Majorin ihren Unmuth. Nachdem sie Albertinen auf eine steife Weise gratulirt, zog sie sich unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit in ihr Cabinet zurück.

Auch die Freunde entfernten sich, nachdem sie sich eine Weile an Hagen's Bestürzung belustigt, ohne Albertinen merken zu lassen, wie sehr sie den Uebermuth ihres Betragens misbilligten. Als später auch Eschen ihnen gefolgt, und Albertine allein war, hatte sie nicht Zeit, über den Verlauf dieses wichtigen Tages nachzudenken, so ganz nahm sie das süße Gefühl befriedigter Rache ein. Ohne Aufhören wiederholte sie sich die Scene, in der sie den Stolzen zu Boden geschmettert, und pries sich glücklich, ihr mishandeltes Geschlecht gerächt zu haben. Nur bisweilen störte sie der Gedanke an Eschen's Misbilligung.

Von dieser war übrigens nichts mehr zu spüren, als er sie den folgenden Tag besuchte. Nach einiger

Zeit erfuhr sie, was ihn damals beunruhigt. Der alte Graf Hagen hatte einen besondern Einfluß auf die Besetzung der Stelle, um die sich Eschen bewarb. Nach jenem Auftritt wurden ihm unvermerkt bedeutende Hindernisse in den Weg gelegt, und er sah sich genöthigt, sich um die Gunst eines andern wichtigen Mannes zu bemühen. Er wählte dazu Mittel, die seiner Braut eben nicht gefielen. Der alte Mann hatte eine junge Freundin, die ihn ganz beherrschte. Diese, eitel und niedrig gesinnt, war nach Eschen's Meinung nur durch Geschenke zu gewinnen. Albertine, sich bewußt, ihn um Hagen's Schutz gebracht zu haben, und ihre Unzufriedenheit beschwichtigend, indem sie sich beredete, Eschen kenne die Welt besser als sie, fand sich willig, ihm bedeutende Summen anzuweisen, die zu einem kostbaren Shawl und einem prächtigen Schmuck angewendet werden sollten. „Was mein ist, sei auch sein!" sagte sie, aber eine geheime Stimme flüsterte ihr zu, Georg würde solche Mittel verschmäht haben. Sie wünschte indessen selbst lebhaft das Gelingen von Eschen's Plan, damit die Heirath beschleunigt werde und sie eine Stadt verlassen könne, wo sie sich seit kurzem unbeschreiblich unwohl fühlte.

Ihre Absicht, den Grafen zu demüthigen, war nur allzu gut gelungen. Wie ein Lauffeuer ging das Gerücht von seiner Abfertigung in der Stadt umher; allein Albertine hatte sich geirrt, wenn sie sich, in der Voraussetzung, nicht ihr tugendhaftes Herz allein werde von des Grafen Uebermuth empört, mit allgemeinem Beifall schmeichelte. Man ergötzte sich an der Scene; allein die Männer sind zu sehr von den Vorrechten, die ihnen die Natur zugetheilt, durchdrungen, und halten zu sehr zusammen, um nicht in einem bedeutenden Individuum ihr ganzes Geschlecht beleidigt zu finden; die Frauen aber, fühlen sich, ihrer Schwäche bewußt, durch die Stärke einer Andern zu sehr beschämt, als daß sie nicht die Gelegenheit begierig ergreifen sollten, Principien der Moral, der Sanftmuth, der Bescheidenheit an den Tag zu legen. Dessenungeachtet konnte der Graf häufigen Neckereien nicht entgehen, welche die Flamme des Zorns nur immer mehr anbliesen und den Stachel der Beleidigung nur immer tiefer in eine Brust drückten, die nach Rache lechzte. Er schwor sich, alles daranzusetzen, Albertinens Stolz auf das empfindlichste zu kränken, und die Erinnerung ihrer ehemaligen Schwachheit, die

sie in ewige Vergessenheit begraben glaubte, kam ihm zu Hülfe. Es gehörte Albertinens Unerfahrenheit dazu, sich einzubilden, ein Mann, vertraut mit allen Schwächen und Verirrungen weiblicher Herzen, könne die Leidenschaft eines sechzehnjährigen Mädchens übersehen, die ihn selbst zum Gegenstand hatte. Wenn er sie früher nicht bemerken wollte, so war es nur, weil ihm Albertine eines Liebesabenteuers nicht werth schien. Desto besser sollte ihm die Erinnerung dienen. Er begann damit, das Fräulein in öffentlichen Gesellschaften förmlich zu verfolgen und sie durch seine bloße Gegenwart zu beleidigen. Er war immer in ihrer Nähe, ohne die mindeste Notiz von ihr zu nehmen, pfiff, sang dicht neben ihr, oder starrte sie lange an, flüsterte dann seinem Nachbar etwas zu und lachte überlaut. Die Arme gerieth in die peinlichste Bestürzung; sie mied ihn so sehr, als er sich an sie drängte, und wußte nicht, ob es sie verdrießen oder freuen sollte, daß Eschen dafür taub und blind zu sein schien; daß er den Grafen immer mit großer Höflichkeit behandelte, und gerade immer im angelegentlichsten Gespräch verwickelt war, wenn jener am ungezogensten wurde.

Aus Furcht, endlich einen eclatanten Auftritt herbeizuführen, fing sie an sich immer mehr zurückzuziehen. Eschen bestärkte sie darin und suchte ihr durch seine geistreichen Unterhaltungen die ungewohnte Einsamkeit erträglich zu machen. Da er aber sehr viel zu thun hatte, alles in Bewegung zu setzen, was seinen Zwecken behülflich sein konnte, ja sich sogar genöthigt sah, einigemal mehrere Tage auf dem Gute der Geliebten seines Beschützers, die Geschmack an ihm gewonnen, zuzubringen, so blieb Albertinen Zeit genug übrig, sich den trübsten Betrachtungen und den schmerzlichsten Ahnungen zu überlassen.

Einst, als eben Eschen auch abwesend war, führte der Graf mit boshafter List in einer Gesellschaft junger Männer das Gespräch auf Albertinen und äußerte sich nach mancherlei Hin- und Herreden ungefähr auf folgende Art: „Um billig zu sein, kann ich's der schönen Albertine nicht verdenken, daß sie mich ein wenig dafür haßt, daß ich ihr vor ein paar Jahren die reizende Leonore vorzog. Ich habe, wie man zur Genüge weiß, eben kein hartes Herz, und getraue mich allenfalls es mit zwei Schönen auf einmal aufzunehmen, selbst wenn

sie unter Einem Dache wohnen; aber die Kleine war damals ein wahres Nachtgespenst, bleich, hager und verdammt eifersüchtig. Alles das machte mir wenig Lust zu einem doppelten Abenteuer. Das arme Kind dauerte mich indessen. Sie wußte sich gar nicht zu verstellen. Jeder Kuß Leonorens kostete ihr eine Thräne, und um sie nur nicht ausbrechen zu lassen, mußte ich sie von Zeit zu Zeit durch ein schmeichelndes Wörtchen beruhigen. Aber weiter zu gehen konnte ich mich doch nicht entschließen." — Und nun folgten Beweise, Anekdoten, Erklärungen, die den Zuhörern eine frivole Lust verursachten, wenn auch die Mehrzahl im Herzen den Grafen tadelte. Noch selbigen Abend erzählten die Männer es ihren Frauen, Freundinnen, Schwestern wieder, und ehe der folgende Tag um war, wußte die halbe Stadt die Ursache von Albertinens Haß gegen den Grafen, den dritten aber war schon alles zu den Ohren des Fräuleins gelangt.

Diese Beleidigung setzte sie in einen solchen Zorn, daß sie sich selbst nicht mehr kannte, laut weinte, die Hände rang, den Bösewicht verwünschte und durchaus unfähig blieb, einen andern Gedanken zu fassen. Be-

schämung, Schmerz, Wuth und das Gefühl ihrer Ohnmacht stritten um ihr Herz; nur die Sehnsucht nach Rache wich nicht daraus. „Wenn nur Eschen käme", seufzte sie zwanzigmal, und endlich kam er.

Ohne zu bedenken was sie that, stürzte sie ihm entgegen und erzählte ihm unter heißen Thränen, unter heftigen Verwünschungen Hagen's, wie sie mishandelt sei.

Finster hörte er sie an: „Ich verdenke es Ihnen sehr", sagte er kalt, „daß Sie dem Geschwätz müßiger Kaffeeschwestern Gehör geben." — „Wie", rief sie erschrocken; „diese Gleichgültigkeit bei meinen Thränen! Ein Geschwätz! Zu sehr nur überzeugt mich von der Wahrheit desselben das schmählich beleidigende Betragen, dessen sich der Elende seit lange gegen mich erfrecht." — „Ich hatte stets die Ehre, Ihr Begleiter zu sein", versetzte Eschen, „mich würde jede Beleidigung am empfindlichsten getroffen haben." — „Allerdings", erwiderte Albertine mit einiger Bitterkeit, „hätten Sie es bemerken müssen, hätten Sie sich nicht immer in so tiefsinnige Gespräche verwickelt." — „Das Bewußtsein, ihn beleidigt zu haben, täuscht Sie", sagte jener. — „Nicht meine Liebe zu Ihnen", antwortete sie gekränkt,

„berechtigt Sie, mir dies vorzuwerfen.“ — „Es war keineswegs meine Absicht“, entgegnete der Bräutigam, „als Sie jenen unbesonnenen Schritt thaten, waren Sie vollkommen Herrin Ihrer Handlungen.“ — „Daß ich es nicht mehr bin“, erwiderte sie, „ist die Folge einer Wahl, die Sie gewiß nicht die Absicht haben, mich bereuen zu lassen. Ich habe bis jetzt meine Freude und meinen Stolz darein gesetzt, meine Wünsche den Ihrigen zu unterwerfen, aber ich hätte in der That mehr Gefälligkeit gegen die meinen bei Ihnen vorausgesetzt.“

„Was verlangen Sie von mir?“ fragte er düster. — „Rechtfertigung meiner Ehre!“ antwortete sie entschlossen. — „In der That“, versetzte er bitter, „ich weiß nichts Unweiblicheres als das Anstiften eines Zweikampfs.“ — „Und ich nichts Unmännlicheres als das Vermeiden desselben.“ — „Was die Ehre anbelangt, so erlaube ich niemand, mir Rath zu geben, mein Fräulein! die Gesetze derselben sind mir ins Herz gegraben.“ — „Erlauben Sie mir daran zu zweifeln, mein Herr, bis Sie mir den einzig möglichen Beweis davon gegeben.“ — „Wohlan“, sagte er nach einer kurzen Pause; „daß ich nicht für mein Leben zittre, verschmähe ich zu erwähnen.

Aber ich kann es nicht leugnen, es verdrießt mich, die Früchte einer mühseligen Arbeit der Befriedigung Ihrer ungroßmüthigen Eigenliebe aufzuopfern. Denn jetzt eben, da der günstigste Erfolg meine mehrjährigen Bemühungen krönen soll, seh' ich mich genöthigt alles fahren zu lassen, da ein Zweikampf mit einem so mächtigen Gegner mir nicht erlaubt im Lande zu bleiben." — „Wissen Sie", antwortete Albertine etwas kleinlaut, „ein anderes Mittel die Sache beizulegen, so reden Sie, nur sei es eins, durch welches ich nicht ausgesetzt werde." — „Sie haben nicht nöthig mich daran zu erinnern", erwiderte er. „Hat Hagen Sie wirklich beleidigt, so bin ich bereit Sie zu rächen. Unmöglich aber können Sie verlangen, daß ich ihm, auf ein abgeschmacktes Geklätsch hin, eine Ausforderung zuschicken soll. Erst muß ich wissen, ob überhaupt etwas an der Sache ist." — „Und wie wollen Sie das erfahren?" — „Durch den Grafen selbst. Er ist ein Mann ohne Sitten, aber von Ehre. Er wird mir die Wahrheit nicht verleugnen. Sind Sie dies zufrieden?" — „Folgen Sie Ihren Einsichten!"

Eschen setzte sich darauf an den Schreibtisch. Sie hörte ihn schreiben, ausstreichen, wieder schreiben. End-

lich war das Billet fertig. — „Wünschen Sie es zu lesen?“ fragte er, indem er zu erwarten schien, daß sie es ablehnen würde. Gereizt langte sie danach und begriff nun, wie er hatte so lange daran zubringen können, denn ein künstlicheres Gewebe von vorsichtigen Worten konnte man nicht ausdenken. Wenn Hagen nicht selbst einen Zweikampf wünschte (und daß dies nicht der Fall sein werde, durfte sie voraussetzen, da die Welt leicht glauben konnte, er sei durch den Vorzug veranlaßt, den sie dem Herrn von Eschen gegeben), so mußte er ihn vermeiden; denn ohne sich selbst etwas zu vergeben, legte ihm der Briefsteller eine ehrenvolle Entschuldigung in den Mund. Albertine legte das Blatt schweigend hin. Eschen schien ihre Miene nicht zu bemerken, siegelte es ein und schickte es auf der Stelle zum Grafen.

Darauf setzte er sich zu ihr und unterhielt sie mit gezwungener Unbefangenheit. Sie antwortete wenig und saß, den Kopf in die Hände gestützt, gramvoll da.

Der Bediente kam zurück, und meldete, der Graf sei heute Morgen verreist, und werde erst in acht Tagen zurückerwartet. Er habe unterdessen den Brief dem

Portier hinterlassen. Eichen bemühte sich vergebens, seine Freude Albertinen zu verbergen. Binnen acht Tagen hoffte er im Besitz der bewußten Stelle zu sein. Es lag ihm alles daran Zeit zu gewinnen. Dessenungeachtet äußerte er Verdruß, die Sache nicht gleich zu Ende bringen zu können. Albertine sah vor sich nieder und schwieg. Waldau's Bild drängte sich vor ihre Seele und eine bange Ahnung durchzuckte sie.

Der treue Freund, den sie in einer unglücklichen Stunde von sich gestoßen, hatte, seit er den geliebten Mund es hatte aussprechen hören, daß er nicht mehr hoffen solle, in der tiefsten Einsamkeit gelebt. Die Nachricht von Albertinens Verlöbniß kam daher erst spät zu seinen Ohren, und ward ihm ohne gehässige Bemerkungen hinterbracht, da er keinen Tadel der Geliebten ertragen konnte. Es kümmerte ihn wenig, wie sie den Uebermüthigen abgewiesen, genug, daß sie es gethan; als Eichen's Braut betrachtete er sie schon seit jenem Morgen. Einer schmerzlichen Apathie hingegeben, riß ihn das Gerücht von Hagen's Frechheit empor. Sei es nun, daß die Möglichkeit, jener habe wahr gesprochen, oder daß ihn die Verleumdung am meisten

empörte, er gerieth in einen ungestümen Zorn und ging auf der Stelle zu dem Grafen. Er forderte stürmisch Widerruf. Der Graf verweigerte ihn kalt. Waldau nannte ihn einen Lügner. Der Graf forderte ihn auf Pistolen. Es ward verabredet, morgenden Tags in ein benachbartes Grenzdorf zu reiten, wo in einem Gehölz dergleichen Ehrensachen abgemacht zu werden pflegten. Dies war der Tag, an welchem Eschen von seiner Reise zurückkehrte.

Waldau und Hagen waren beide gleich gute Schützen. Aber der Graf war ohne persönliche Erbitterung, und in Waldau tobte ein gerechter Haß. Der Graf wollte Waldau nicht tödten, Waldau lechzte nach seinem Blute. Der Himmel lenkte des Grafen und lenkte Georg's Kugel. Waldau streifte den Grafen leicht, und der Graf schoß ihn mitten durch die Brust.

Bewußtlos sank er nieder. Der Arzt, die Secundanten, die Diener suchten ihn lange umsonst in das Leben zurückzurufen; am eifrigsten zeigte sich Hagen, ihm alle Bequemlichkeiten zu verschaffen, deren ein Kranker bedarf, denn dies hielt er seiner Ehre gemäß. Als Georg endlich einen Augenblick zu sich kam, ver-

langte er dringend, in die Residenz gebracht zu werden. Umsonst stellte ihm der Arzt vor, daß die Reise ihm lebensgefährlich werden, und der Graf, daß im Fall er genese, er dort der Strafe nicht entgehen könne. Er lächelte wehmüthig. „Lebensgefährlich?“ sagte er matt. „Ich weiß, daß ich sterben muß. Ich fühle es. So will ich's denn unter den Meinen, in Ihrer Nähe! Sie, Graf, denken Sie an Ihre eigene Sicherheit. Mein Tod überzeugt mich nicht von der Wahrheit Ihrer Worte. Ein anderer Rächer wird aufstehen gegen Sie! O der Glückliche“, fuhr er tief seufzend fort, „er allein soll alles für sie thun, denn sie liebt ihn!“

Der Graf erwiderte finster: „Sprechen Sie anders, Herr von Waldau, Sie sind ein Sterbender, ich kann es Ihnen nicht mehr beweisen, daß ich die Wahrheit gesprochen.“ — „Wie dem auch sei“, antwortete Waldau schwach, „meinen Tod verzeihe ich Ihnen von Herzen; nicht aber, daß Sie sie hassen konnten!“

Darauf wiederholte er, daß er in die Stadt wolle, und drang in den Grafen, für seine Sicherheit zu sorgen. Er hielt den Mann einer harten Strafe würdig, aber er wollte nicht, daß er sie seinetwegen

erleide, wie gerade die Beſten lieber edelmüthig ſind als gerecht.

Albertine war zu einer kranken Freundin gegangen, und ſtand eben, während dieſe mit dem Arzt ſprach, traurig am Fenſter, als ein Reiſewagen dumpf und langſam vorüberrollte. Ein Blick und ſie erkannte Georg, bleich, kraftlos, und in Kiſſen gehüllt. Erſchrocken fuhr ſie zurück und indem ſie ſich wendete, hörte ſie den Doctor leiſe ſagen: „Wiſſen Sie wol, daß ſich Waldau geſtern mit Hagen geſchoſſen? der Horneck wegen. Es wird Aufſehen machen. Ich bin unruhig zu erfahren, wie es abgelaufen.“ — „Heiliger Gott!“ rief Albertine entſetzt, „ich, ich weiß es, für mich! Was ſagen Sie! Für mich ſtirbt er!“ Die Kranke fuhr zuſammen, der Arzt war äußerſt beſtürzt.

„Wer ſagt Ihnen, daß er ſtirbt?“ unterbrach er ſie; „eine Streifwunde, die in ein paar Wochen heilt.“ — „O“, ſagte ſie jammernd, „habe ich nicht ſeine geiſterbleichen Wangen geſehen, das gebrochene Auge, den ſterbenden Blick, der mir zurief: Elende, du biſt meine Mörderin!“ — Der Arzt ſah ſie verwirrt an. Er glaubte, ſie rede im Fieber, und bat ſie liebreich zu ſich

zu kommen. Indem aber trat ein Dienſtmädchen herein, und bat, der Doctor möchte gleich zu Waldaus kommen, der junge Herr ſei eben ſterbenskrank angekommen. Er ſtarrte Albertinen an, wie eine Seherin, und ging raſch aus dem Zimmer. Die Unglückliche folgte ihm. „Nehmen Sie mich mit", flehte ſie, „o nehmen Sie mich mit! Ich will ihn bitten, mich nicht im Tode zu haſſen, ich will die Mutter beſchwören, mir nicht zu fluchen!"

Aber ſogleich fuhr ſie wieder vor ihrem Vorſatz zurück. „Ich ihn ſehen!" rief ſie; „mein Anblick würde ihn tödten. Retten Sie ihn, o retten Sie ihn", ſeufzte ſie noch, als der gute Doctor längſt fort war.

Man brachte ſie endlich in ihrem Wagen nach Hauſe, wo ſie einen Tag voll Qual zubrachte. Eſchen wollte ſie durchaus nicht ſehen, obwol er mehrere mal kam, ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Den Abend erſchien der Arzt endlich, ſie hatte alle halben Stunden zu ihm geſchickt; zu Waldaus ſelbſt Boten zu ſenden, getraute ſie ſich nicht. Er bemühte ſich ſie aufzurichten, aber ſeine eigene Niedergeſchlagenheit raubte ihr den letzten Reſt von Hoffnung. Die Nacht ſchlich ihr dahin wie einer Verbrecherin, und bleich, thränenlos ſaß

sie am frühen Morgen, vor sich hinstarrend da, als sich leise die Thür öffnete und Mariane, Georg's älteste Schwester, mit rothgeweinten Augen hereintrat. Albertine fuhr empor. „Was wollen Sie", rief sie entsetzt, „kommen Sie mich zur Rede zu stellen?" — „Ich komme", erwiderte jene weinend, „Sie um die letzte Gefälligkeit für einen Sterbenden zu ersuchen. Mein armer Bruder sehnt sich, Sie noch einmal zu sehen. Er kann nicht sterben ohne das, sagt er. Enden Sie sein Leiden! Wollen Sie?" — „Ob ich will?" sprach Albertine bebend. „O du Engel der Barmherzigkeit, kommst du, mich emporzuheben aus dem Staube?" — „So kommen Sie", sagte das Fräulein, „ehe es zu spät ist." — „Zu spät, Gott, was sagst du! Komm, komm", rief Albertine und stürzte zur Thür hinaus, über die Straße, daß Mariane ihr kaum folgen konnte. Als sie aber das Trauerhaus betrat, brach ihre Kraft. Sie mußte sich niedersetzen auf die Stufen und so innig-lich weinen, daß das Fräulein voll Angst ihre Mutter rief.

Die Präsidentin kam und hob sie sanft auf. „Gott", rief Albertine, „Sie hassen mich nicht?" — „Sollt' ich Sie hassen, weil mein bedauernswerther Sohn sie liebt?"

antwortete sie sanft. — „Himmlische Güte!“ seufzte die Weinende. — „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind“, fuhr jene fort, „fassen, sammeln Sie sich jetzt, daß Ihr Anblick ihn nicht mehr erschrecke als erfreue!“ Damit führte sie die Zitternde in ein verhängtes Gemach und bedeutete sie in einiger Entfernung stehen zu bleiben.

„Georg“, sagte sie, an das Krankenbett tretend, „Albertine ist gekommen. Wünschest du noch sie zu sehen?“ — „O wo ist sie?“ fragte er mit matter Stimme. Die Präsidentin winkte ihr. Sie stand bebend, die schönen Wangen mit heißen Thränen benetzt vor ihm, als er halb bewußtlos noch immer fragte: „Wo ist sie? Ich sehe sie nicht. Verschmäht sie es zu mir zu kommen? Zürnt sie mit mir, daß ich dem Geliebten ihres Herzens vorgriff?“ — Albertine beugte sich dicht zu ihm nieder und sah ihm schmerzlich in das halberloschene Auge. Plötzlich erkannte er sie, riß sich gewaltsam empor, und schlug den Arm um ihren Leib. Fest, inbrünstig, drückte er sie an das immer matter schlagende Herz, küßte die Weinende heftig, bis die Kraft brach und er in eine tiefe Ohnmacht sank.

Als er erwachte und die Geliebte an seinem Lager

sitzen sah, sagte er: „Wie ist mir? Ich habe nicht geträumt! Sie sind es wirklich! Ich habe Sie in diesen Armen gehalten! O, es ist grausam, mich im Tode die ganze Süßigkeit des Lebens kennen zu lehren! O, sehr grausam", fügte er, tief aufseufzend hinzu. „Sie weinen, Albertine?" fuhr er sanft fort, als er sie umsonst nach Worten ringen sah. „So ist es, ach! mein trauriges Los, Sie zu betrüben? Es ist gütig, daß Sie gekommen sind; o bleiben Sie bei mir, ich bitte Sie, Eschen kann Ihnen nicht zürnen, daß Sie einem Sterbenden den letzten Trost nicht verweigert." — „Georg", hob Albertine an, und ein unendlicher Schmerz riß durch ihre Brust, „Sie wissen nicht, wie tief mein Herz verwundet ist! Als eine rettungslos Unglückliche lassen Sie mich zurück. O sagen Sie mir, sagen Sie mir, daß Sie mir vergeben." — „Ich Ihnen vergeben", rief Waldau, „Engel des Himmels!" — „O", fuhr sie jammernd fort, „Ihr Herz, rein und groß, ahnt nicht, welch eine Schuld auf meiner gedrückten Seele lastet. Hören Sie mich!" — Aber er unterbrach sie mit krankhafter Hast: „Still, still, halten Sie ein! Rauben Sie mir nicht das süße Bild, das mich beglückt!" — Schwei-

gend sank sie zurück und verbarg ihr bleiches Gesicht mit beiden Händen.

Darauf fing er an gefaßter von seinem Tode zu reden, dankte Aeltern und Schwestern liebevoll und bat sie um Verzeihung für den Kummer, den er ihnen bereitet. Als sie ihm weinend ihren Segen gaben, fuhr Albertine plötzlich empor: „O mein Freund", rief sie, „für mich flehen Sie um Vergebung! Thun Sie mir diesen letzten Liebesdienst. Bitten Sie Ihre Aeltern, Ihre Schwestern, daß sie Ihrer Mörderin nicht fluchen sollen!" — „Sie werden Sie lieben, meine Albertine!" sagte er mit brechender Stimme. „O meine Aeltern, vergönnt mir den Trost, nennt sie eure Tochter, daß noch einmal ein Strahl in die Nacht falle, die schon mich umdunkelt." — Albertine warf sich zu den Füßen des Greises, der trostlos am Sterbebette des einzigen Sohnes stand. Er hob sie auf, führte sie zu seiner Gattin; sie nannten sie weinend ihre Tochter, weil er es wünschte, vergaben ihr, und segneten sie. Er sah es mit dem Lächeln eines Verklärten, faßte nach Albertinens Hand, drückte sie mit letzter Kraft und verschied in den Armen seiner Mutter.

Acht Tage lang schloß die Unglückliche sich ein, nur für Waldaus sichtbar, unvermögend Eschen zu sprechen. Dieser war unterdessen zu dem Besitz jener Stelle gelangt und rüstete alles zur Hochzeit und Abreise. Vorher aber hatte er sich entschlossen, seine Braut zu rächen, denn er sah, wie sehr die Welt es ihm verdachte, daß er dies Geschäft einem andern überlassen. Albertine hörte davon und schrieb ihm, daß sie von ihren Forderungen abstehe, ja sie bat ihn, als um eine Gefälligkeit, es zu unterlassen. Er antwortete ihr, wo die Ehre gebiete, müsse jede andere Stimme schweigen.

Er schickte demnach dem Grafen, der sich in einem benachbarten Badeorte aufhielt, eine schriftliche Ausforderung und beschied ihn nach jenem Grenzdorfe. Der Graf, obwol in einen neuen Liebeshandel verwickelt, säumte nicht sich einzustellen. Beide schonten einander; sie verwundeten einander leicht. Der Graf reiste darauf nach dem Bade zurück; nur interessanter durch die neue Wunde, besiegte er die Schöne völlig, und einige andere beiher. Eschen begab sich nach der Residenz. Er fuhr, den Arm in der Binde, zu Albertinen, die ihn nach langer Zeit zum ersten male annahm. Sie empfing

ihn mit ruhigem Anstand, ohne seine Wunde eines Blickes zu würdigen. Gelassen hörte sie ihn an, als er sie mit zärtlichen Worten bat, den Hochzeitstag zu bestimmen, und antwortete nach einer geringen Pause: „Herr von Eschen, ich bin Ihnen meine Hand schuldig und denke mein Wort zu halten, wenn Sie nicht selbst so edelmüthig sind, mich dessen zu entbinden. Hören Sie mich ohne Unterbrechung an!“ — Darauf enthüllte sie ihm alles, was bisher in ihrer Brust vorgegangen, so wie sie es während ihrer Einsamkeit unter heißen Thränen hatte verstehen lernen. „Sie sehen“, fügte sie hinzu, „ich habe Sie nie geliebt. Ich weiß, daß auch Sie mich nicht lieben. Wollen Sie nach dieser Erklärung mich noch zur Gattin, so reden Sie!“

Eschen hatte mehrere male umsonst versucht sie zu unterbrechen. Was sie ihm sagte, war ihm keineswegs ganz neu. Schon lange im Innersten gegen sie erbittert, war er doch gesonnen, eine so reiche, schöne und geistvolle Frau nicht fahren zu lassen. Er schwor ihr die Uneigennützigkeit seiner Liebe, nannte Zufall, was sie Schicksal nannte, und ließ nichts unversucht sie zu bewegen. Als sie ungerührt blieb, mahnte er sie endlich finster an ihr gegebenes Wort.

„Gut", sagte sie, „übermorgen sei unser Hochzeitstag. Ich will nicht eine neue Schuld auf meine Seele laden, indem ich ein feierlich gegebenes Versprechen eigenmächtig breche. Meine Hand soll Ihnen gehören, auch ein Theil meines Vermögens. Sie wollten nie mehr. Keine Gesetze der Erde können mich zwingen, Ihnen mein Herz zu übergeben, der Sie nie eins für mich hatten. Aber fürchten Sie nicht, daß Ihre Gemahlin es einem andern Lebenden zuwenden werde; ach! es liegt in einer tiefen Gruft versenkt und soll dort ewig liegen. Ein Schatten wird Ihren Neid nicht reizen. Den Tag nach der Hochzeit trennen wir uns. Keine Einwendung! Ich bin fest entschlossen. Folgen Sie Ihrem Beruf, ich will dem meinen folgen, und in tiefer Einsamkeit danach ringen, den Willen des Himmels verstehen zu lernen."

Eschen verschwendete Vorstellungen, Bitten und Vorwürfe an sie: sie blieb unerschütterlich. Endlich verließ er sie, in der Hoffnung, daß die Zeit ihre Stimmung ändern werde. Sie aber setzte sich an den Schreibtisch, entdeckte Marien alles und fügte die traurigen Worte hinzu:

„Wollen Sie, meine Marie, noch einmal die Unglückliche bei sich aufnehmen, die auf der ganzen wei-

ten Erde niemand hat als Sie? O, verstoßen Sie mich nicht, strafen Sie mich nicht, mir mein einziges Gut, Ihre Liebe entziehend. Das Schicksal hat mich schon genug gestraft. Es schien mir einen Augenblick wohl zu wollen, es stattete mich reichlich aus; wozu nun alle diese Reichthümer, diese Blüte der Jugend, diese Talente? Können sie mir meinen köstlichsten Schatz, den Frieden meiner Seele wiedergeben, um den ein einziger Fehltritt, ein einziger Schritt über die Schranken der Wahrheit, ein einziges Vergessen der Duldsamkeit, des harten Loses unsers Geschlechts, mich gebracht?

„Eschen hat mich nie geliebt; er wollte meinen Reichthum und nahm die geringen Reize, die ich etwa besitze, als eine nicht unwillkommene Zugabe mit in den Kauf. Ich zürne ihm nicht darum. Auch ich habe ihn getäuscht, indem ich mich selbst betrog. Auch ich habe ihn nie geliebt. Nicht aus Neigung zog ich ihn Waldau vor, nur weil sein feiges Zaudern meinem Plane behülflich war. Ich bin aus einem furchtbaren Traume erwacht. Endlich verstehe ich mein Herz. Nicht daß es Hagen liebte, war sein Verbrechen. In der Liebe gibt es keine Wahl, und es ergriff ein kräftiges

Mittel sich zu besiegen. Aber daß es in seiner grenzenlosen Eigensucht so befangen war, daß es nur sich selbst sah und hörte, daß es alles andere nur zu Werkzeugen gebrauchte, das ist's, dessen klage ich mich an!

„O nehmen Sie mich bei sich auf! Lassen Sie mich eine Welt fliehen, wo es das traurige Los der Schwäche ist, sich und die treue Liebe ins Verderben zu ziehen, wo der Eigennutz siegt und das Laster triumphirt. «O, die Rache des Schicksals ist fürchterlich!»"

Verfehlte Bestimmung.

1820.

O das ist es eben, das ist ja eben der Jammer des Lebens, daß so manche edle Menschen ihr Herz verschenken müssen an Mittelmäßige, weil gerade kein Anderer da ist; und das einzige rechte Leiden der Welt ist der Raum, sind die gedehnten starren Meilen, die zwischen denen liegen, die allein zusammengehören.

Fr. Horn.

Malwine, die Tochter eines berühmten deutschen Gelehrten, war 24 Jahre alt geworden, ohne auch nur einen Anflug dessen kennen gelernt zu haben, was man gemeiniglich ausschließlich unter dem Namen Liebe versteht. Ihre Neigungen waren zwischen einem zärtlichen Vater, einem kleinen Kreis trefflicher Freunde und zwischen edeln Beschäftigungen getheilt, und sie empfand oder schien wenigstens keine Spur von der Leere zu empfinden, welche die Zufriedenheit, auch der Bessern ihres Geschlechts, gewöhnlich zu stören pflegt, wenn sie über die Zwanzig hinaus sind und ihr Schicksal sich noch nicht fixirt hat. Eine heitere Be-

sonnenheit, wahrhafte Geistesbildung, gefällige Feinheit im Umgange und ein warmes, treues Herz hatten ihr die Achtung und Liebe aller, die sie näher kannten, und nicht selten auch die Auszeichnung von Fremden erworben. So schien ihr Herz befriedigt und ihr Blick in die Zukunft mehr ihren Freunden gewidmet zu sein als ihrem eigenen Glücke.

In einer solchen Seelenstimmung war sie, als ihr Vater, der seit einiger Zeit kränkelte, dem Rathe des Arztes folgend, mit ihr nach einem beliebten Badeorte Schlesiens reiste. Eine zahlreiche Gesellschaft war hier schon eine Zeit lang versammelt; da kündigte das Gerücht einen jungen Grafen an, der zu einem der ersten Häuser der polnischen Provinzen gehörte. Das Glück, hieß es, habe ihn zum Liebling erkoren und ihn mit allen Gaben ausgestattet, die Menschen liebenswerth machen. Einige ältere Damen, welche ihn in Berlin gesehen, meinten, er sei ein Urbild von männlicher Schönheit; ihre Töchter rühmten ihn als den besten Tänzer und erzählten Wunderdinge von seiner Bravour. Mehrere Tage lang ward von nichts als von ihm gesprochen, noch mehr aber an ihn gedacht, ja

einigen zärtlichen Müttern soll er sogar im Traume erschienen sein.

Als er nun endlich selbst in den Saal trat, wo die Gesellschaft zum Frühstück versammelt war, flogen ihm so viele Blicke entgegen, daß Malwine und einige andere bescheidene Mädchen erröthend die ihrigen wegwendeten und, einen kleinen Kreis bildend, ein gleichgültiges Gespräch anfingen. Malwine scheute diese männlichen Schoskinder des Glücks und hegte die Ueberzeugung, daß der gefeiertste Mann auch der eitelste sei. Dieser Graf indessen schien ihre Erfahrungen widerlegen zu wollen; denn als er mit der süßesten und wohllautendsten Stimme, die sie je gehört, zu sprechen anhob, konnte sie nicht umhin, aufzusehen, und nachdem sie ihn eine Weile aus der Ferne beobachtet, mußte sie gestehen, daß er ebenso bescheiden scheine, als er schön sei. Er war den ihm bekannten Damen zugeführt und bald in ein neckendes Gespräch verwickelt. Ein alter Cavalier, der sich manchen unzarten Scherz zu erlauben pflegte, mischte sich hinein und bot sich dem Ankömmling lachend zum Secundanten an, indem er hinzusetzte: „Es werde ohne

Zweikampf nicht abgehen, denn wenn schon sein bloßer Ruf solchen Rumor in den Damenherzen gemacht, so würde gar seine Erscheinung alle Ehemänner in Bewegung bringen.“ Die Verlegenheit, in welche diese unbescheidenen Worte den jungen Mann setzten, kleidete ihn ungemein; Malwine betrachtete ihn mit Wohlgefallen, aber indem sie im Kreise umhersah, glaubte sie auf den Gesichtern so vieler zu bemerken, daß ein und derselbe Gegenstand die Phantasie aller beschäftige, daß sie sich unmuthig wegwendete, verletzt von dieser übertriebenen Erregbarkeit ihres Geschlechts. Sie nahte sich dem alten Landrathe, der mit ihr zugleich aus ihrer fernen Heimat gekommen; einem liebenswürdigen gebildeten Greise, welcher sich gar gern mit ihr zu unterhalten pflegte und jetzt lesend in einer Ecke saß. Ueber seine Schulter gelehnt, fragte sie ihn freundlich: ob auch für sie etwas darin stände? — „Nichts, mein Töchterchen“, antwortete der Alte, indem er unmuthig das Buch auf den Tisch warf: „Sie sind mir zu gut für diesen abgeschmackten Ritterspuk, diese Phantasterei, die sich Poesie nennt, Sie, die Sie die wahre in Ihrem jungfräulichen Herzen tragen!“

Malwine ergriff lächelnd das Buch, und ohne nach Titel und Verfasser zu sehen, erkannte sie, als sie, es aufschlagend, einige wenige Verse gelesen, einen ihrer Lieblingsdichter an seinen Vorzügen und Mängeln. „Ei, ei! mein werther Freund", sagte sie: „schelten Sie mir nicht diese süße Mahnung an ein Zeitalter, das uns Frauen vor allen andern theuer sein muß, denn so hat kein anderes uns und die Liebe geehrt."

„Die Liebe?" erwiderte der Landrath; „die Galanterie, wollen Sie sagen."

„Sie sind Schwestern", entgegnete Malwine, „die sich nimmer trennen sollten, und die Ehemänner irren sehr, die eine so schnell zu verabschieden."

„Kind", versetzte der Landrath, „glauben Sie mir, wo wahre Liebe ist, hält es die Galanterie von selbst nicht lange aus. Auch ich, so zusammengefallen sie mich jetzt sehen, bin einmal ein straffer junger Kerl gewesen, der den Damen die Sonnenschirme nachtrug, vor jedem Fenster, aus dem ein weiß und roth Gesichtchen gaffte, sein Pferd zu kunstreichen Sprüngen stachelte, sich für drei oder vier schoß und mit zierlichen Redensarten stets bei der Hand war.

Bei alledem hatte ich den gesündesten Appetit, einen wahren Siebenschläferschlaf und den regelmäßigsten Pulsschlag von der Welt. Aber als nun meine Stunde kam, da wußte ich keins mehr von allen meinen schönen Worten; von ferne stand ich, ganz Auge, ganz Ohr, jedoch mit gelähmten Gliedern, denn begehrte sie was, so sprang, ehe ich zur Besinnung kam, irgendein galanter Thor zu und schnappte mir ihren Dank weg; unter ihren Fenstern schlich ich mich weg, wie ein armer Sünder, und begegnete ich ihr, so war mir der Hut wie auf dem Kopfe festgenagelt. Mein Blut hätte ich mit tausend Freuden für sie verspritzt, aber sie auf die Zungen der Leute zu bringen, weil sie einem andern einen Tanz zugesagt, das fiel mir nicht mehr ein.

„Als ich mir endlich einmal ein Herz gefaßt hatte und das kühne Wort: Ich liebe dich! heraus war, da hätte ich sie um alles nicht mehr meine Gnädige nennen können; nichts anderes kam über meine Lippen als: mein Herz, mein Mädchen, mein Engel. Da haben Sie die Liebe und die Galanterie!“

Malwine lächelte über die Wärme des alten Mannes.

„Ei", sagte sie, „wir wollen aber nicht allein geliebt, wir wollen auch geehrt sein. Uebrigens thun Sie Unrecht, mit Waffen zu kämpfen, mit denen ich mich nicht vertheidigen kann, indem Sie sich auf eigene Erfahrungen berufen!" Dies sagte sie ablenkend und spielte darauf mit einer Geschicklichkeit, die ihr eigen war, das Gespräch wieder in das Allgemeine über. Sie liebte das Mittelalter als ein weites Feld für die Poesie und vertheidigte es mit allem, was ein dichterisches Gemüth und ein Frauenzimmer für dasselbe sagen kann, den politischen Gegengründen des Landraths stets mit gewandtem Scherz ausweichend.

Die Lebhaftigkeit, mit welcher sie sprach, hatte nach und nach einen Kreis von Zuhörern um sie versammelt. Als sie es bemerkte, sah sie mit einer Verlegenheit umher, die ihr ungemein gut stand. Ihr Blick traf auf den jungen Fremden, dessen Augen mit dem wohlgefälligsten Ausdruck auf ihr ruhten. Erröthend wendete sie sich ab und fing an, ihrem Gegner unvollständige Antworten zu geben. Sie half sich, indem sie aufstand, es unverzeihlich fand, das schöne Wetter aus dem Fenster anzusehen, und einen der

Umstehenden, der als ein galanter Mann bekannt war, beauftragte, ihre Sache zu führen. Im Fortgehen streifte sie dicht an dem Grafen hin, und ohne sich nach ihm umzusehen, fühlte sie, daß seine Blicke ihr folgten. Sie schlug einer jungen Dame einen Spaziergang vor und ging an ihrer Seite aus dem Saal. In der Thür sah sie sich noch einmal um und ihr Blick traf abermals den des Grafen. Beschämt und verwirrt ging sie die Allee hinunter; in dem unbehaglichen Bewußtsein, daß manche misbilligende Bemerkung hinter ihr hergeschickt werde (wie kein Frauenzimmer, das in gemischtern Gesellschaften entschiedene Ansichten ausspricht, ihnen entgehen kann), ergriff sie eine Art Wehmuth, und es that ihr wohl, daß doch Einer sie liebevoll angeblickt. —

Als sie das gemeinschaftliche Mittagsmahl wieder zur Gesellschaft führte, hatte sie diesen Einen längst vergessen. Sie saß entfernt von ihm, und der Landrath, ihr Nachbar, gab sich vergebliche Mühe, den Faden des vorigen Gesprächs wieder anzuknüpfen. Eine mädchenhafte Scheu hielt sie ab, über die Liebe zu sprechen; sie glaubte im Innersten des Herzens zu

empfinden, was sie sei, obwol sie 24 Jahre alt geworden war, ohne sie kennen gelernt zu haben.

Mancher hatte sie zu heirathen gewünscht, mehrere hatten ihr den Hof gemacht, aber sie behauptete immer, geliebt habe sie noch keiner. Ihr Vater, ihre Freunde warfen ihr vor, sie verlange zu viel; die Romane, die sie in früher Jugend gelesen, hätten die Ansprüche, zu denen sie ihr eigener Werth berechtigte, zu einer ungeziemenden Höhe gesteigert. Und gewissermaßen mochten sie recht haben. Ueberhaupt, will man die Phantasie junger empfindender Mädchen auf eine unschädliche Weise nähren, so gebe man ihnen Zaubermärchen, Feengedichte, aber man bewahre sie vor Romanen, man hüte sie vor der Vorstellung eines Glücks, deren Realisirung durch Natur und Verhältnisse nur unwahrscheinlich, nicht unmöglich gemacht ist. Daß unter jenem Schäfer kein verzauberter Prinz verborgen, wird kein junges Herz unglücklich machen, wohl aber, daß unter alle den glatten, kalten und selbstsüchtigen Herren kein Werther zu finden. Die Wirklichkeit wird durch diese süße Nahrung der Phantasie immer schaler und enger, und da die Gegenwart

der Einbildungskraft den geringsten Spielraum läßt, so fängt diese an, sich, vorschnell, desto mehr mit der Zukunft zu beschäftigen, und das Herz erwartet von dieser, was das Jetzt immer zu verweigern scheint. Darüber vergeht ein Jahr nach dem andern, und manches treffliche Mädchen geht dem Wirkungskreise verloren, für den die Natur selbst sie bestimmt zu haben schien.

Nach Tische zerstreute sich die Gesellschaft, um Abends beim Ball sich wieder zu versammeln. Malwine liebte den Tanz nicht; vielleicht, wie ja die Eitelkeit auch über die Verständigsten eine gewisse Macht ausübt, würde er ihr mehr gegolten haben, wenn er sie so glänzend gezeigt hätte, als ihre Gespräche; aber Malwine war nicht schön. Zwar machte ihre schlanke hohe Gestalt und der herrliche Anstand ihrer Bewegungen auf jeden, der sie sah, den angenehmsten Eindruck, aber ihr Gesicht konnte, wenn nicht irgendein Affect, eine Gemüthsbewegung es verschönte, für unbedeutend gelten. Ihre Augen waren groß und sprechend, ihre Farbe blühend, ihre Zähne hörte sie häufig mit zwei Perlenschnuren vergleichen; aber ihre Züge waren

unregelmäßig, ihre Stirn war offenbar zu breit, und wenn sie sich langweilte, was häufig in größern Cirkeln der Fall war, verlor sich jeder Reiz ihres Gesichts. Dagegen war es eine Lust, sie zu beobachten, wenn ein lebhaftes Gespräch sie beschäftigte, oder wenn ihr Herz sich einer zärtlichen Empfindung überließ, oder wenn sie, in Nachdenken vertieft, einsam dasaß: dann war ihr Gesicht der wahrhafteste Spiegel der schönsten und größten Seele.

So kam es, daß Malwine in kleinen Kreisen unendlich viel, in großen ziemlich wenig galt. Als sie zuerst in die Welt trat, hatte sie mit Befremden oft Frauenzimmer sich vorgezogen gesehen, die sie in jeder Hinsicht unter sich setzen durfte. Ein stolzer Sinn irrt häufig darin, daß er die Anerkennung seiner Rechte von andern zu ungestüm fordert. Zwar hält er sich wohl der Ehre für zu gesichert, als daß er nicht diejenigen, die sie ihm verweigern, verachten sollte; aber es gibt doch Verhältnisse, die dieses Selbstbewußtsein zerstören können, und dann entsteht leicht eine gewisse verderbliche Bitterkeit, ein Gemisch von Haß und Verachtung, Gefühle, die den, der sie in seiner Brust mit

sich herumträgt, am meisten quälen. Malwinens guter Verstand und ihre natürliche Sanftmuth schützten sie von jeher davor, und wenn sie auch in jüngern Jahren bisweilen ein Verkennen ihrer Vorzüge übel empfand, so ließ jetzt ihre Billigkeit und das sich immer tiefer einwurzelnde Bewußtsein ihres Werthes keine Empfindlichkeit in ihr aufkommen.

Malwine entschloß sich heute erst spät auf den Ball zu gehen. Der Morgenspaziergang hatte sie abgespannt, da indeß ihr Vater sie selbst dazu aufforderte, kleidete sie sich schnell, was ihr einige Mühe kostete, indem sie sich immer mit viel Sorgfalt anzuziehen pflegte, und trat an seiner Seite in den Saal. Mit Verwunderung bemerkte sie, daß der Tanz noch nicht angefangen; die jüngern Herren gingen noch von den Damen gesondert auf und nieder, flüsternd, lachend, mit Gläsern bewaffnet und ein bescheidenes Gefühl ihrer heutigen Wichtigkeit nicht verleugnend. An den Wänden umher sah Malwine die jungen Damen in höchster Spannung sitzen; sie konnte sich die Verzögerung nicht erklären, bis jemand hinzutrat und erzählte, der junge Graf sei vom Ceremonienmeister aufgefordert,

den Ball zu eröffnen, und habe um einen geringen Aufschub ersucht. Malwine strengte sich einige Minuten lang vergebens an, mit ihren Nachbarinnen ein Gespräch anzuknüpfen; sie gaben ihr einsilbige und verworrene Antworten, und ihre hochrothen Wangen und starren Augen verriethen noch deutlicher, daß ihre abwesenden Geister mit den zu erwartenden Freuden beschäftigt seien. Malwine hatte nicht Zeit, hierüber eine spöttische Bemerkung zu machen, denn der Graf, dessen Eile zu erkennen gab, daß er sie gesucht, trat auf sie zu, und bat sie um die Ehre des Tanzes. Sie war überrascht, seine Wahl auf sich fallen zu sehen, da sie ihm unbekannt, nicht die Schönste und bei weitem nicht die Vornehmste im Saale war. Im Tanz unterhielt er sie auf eine leichte und anmuthige Weise. Was er sagte, war eben nicht geistreich, obwol diejenigen, welche, ihn aus der Ferne beobachtend, ihn nur sprechen *sahen* oder oberflächlich urtheilend hinhörten, es leicht glauben konnten, denn er begleitete jedes Wort mit jenen ausdrucksvollen Bewegungen und graziösen Mienen, die bei dem Adel seiner Nation diese Art von Täuschung so häufig machen.

Malwine dagegen erkannte einen nicht ungebildeten, wohlerzogenen jungen Cavalier in ihm, der die Welt gesehen und dieselbe mit freundlicher Gesinnung betrachtete. Seine Aussprache verrieth den Ausländer wenig, denn er hatte einen Theil seiner Jugend in Berlin zugebracht: ein Umstand, der ihn Malwinen empfahl, welche die seltsame Liebhaberei ihrer Landsmänninnen für fremdartige Dialekte nicht theilte. Als der Walzer geendigt war, bat er sie noch einmal um einen Tanz, stellte sich, als sie schon versagt war, hinter sie, und tanzte den ganzen Abend nicht mehr. —

Dies auffallende Betragen fing an Malwinen zu ängstigen. Sie wußte, wie vieler Erwartungen er täuschte, und begriff nicht, warum er gerade sie zum Gegenstande seiner Huldigungen machte. Als sie den Ball verließ, bot er sich ihr bescheiden zum Führer an, da sie aber die Blicke der Umstehenden auf sich gerichtet sah, dankte sie ihm höflich, und sagte, sie hätte einen Begleiter in ihrem Vater. Seine Bestürzung verrieth deutlich, wie wenig er abschlägige Antworten gewohnt war. Er verbeugte sich schweigend und entfernte sich schnell. „Wie eitel, wie verzogen er

ist", dachte Malwine beim Auskleiden; „gewiß, er ist ein Mann wie alle andern, und wir werden es bald erleben, diesen Phönix in einen gewöhnlichen Haushahn verwandelt zu sehen." Sie schlief ein, ohne mehr an ihn zu denken, träumte von einer entfernten Freundin, und der darauf folgende Morgen wäre wahrscheinlich vergangen, ohne daß ihr sein Bild ein einziges mal erschienen, wenn nicht der Hufschlag eines Pferdes sie an das Fenster gezogen. Sie sah den Grafen Arthur, der hinaufgrüßte, dankte und wollte zurücktreten; indem sie aber bemerkte, daß er das schöne, muthige und wohldressirte Pferd allerlei Künste machen ließ, schien es ihr hart, eine unschuldige Eitelkeit durch gänzliche Nichtbeachtung zu bestrafen. Sie blieb stehen, zum Theil auch durch das Wohlgefallen gehalten, mit dem alle Frauen der Uebung ritterlicher Geschicklichkeiten zusehen. Ein vollkommenerer Reiter, mußte sie bekennen, konnte nicht gesehen werden; sie sah die Vorübergehenden stehen bleiben und hörte sie in Ausruf der Bewunderung ausbrechen.

Plötzlich aber schien das ungestüme Thier den Reiter überwältigen zu wollen, indem es sich zu über-

schlagen drohte. Malwinen entfuhr ein leiser Schrei, der Graf bezwang das Roß schnell, dankte grüßend mit einem Blick, der von Anmuth und Freudigkeit strahlte, und sprengte davon. Malwine trat beschämt zurück; „der eitle Thor", sagte sie, indem ihr eine leise Stimme vorwarf, daß sie ihm Unrecht thue, „was wird er von mir denken?" Eine geheime Unruhe befiel sie, aber als sie an des Landraths Definition der Galanterie und an die Reiterkünste dachte, mußte sie lachen, und wie sie den Grafen beim Frühstück sah, sagte sie ihm mit der größten Unbefangenheit selbst, welche Angst er ihr eingeflößt; worauf er sie mit einer Stimme, die fast zärtlich war, um Verzeihung bat, und ihr versicherte, in keiner Gefahr gewesen zu sein. Malwine entzog ihm befremdet ihre Hand, welche er dabei ergriffen; jener schien aber ihre Blicke nicht bemerken zu wollen, fand bei Tische Mittel ihr Nachbar, beim nachherigen Spaziergange ihr Führer, und abends ihr Tänzer zu werden, kurz, er schien nur für sie da zu sein und alle übrigen kaum zu bemerken. Es konnte nicht fehlen, daß der weibliche Theil der Gesellschaft ihn dreist, rücksichtslos, ungezogen nannte,

daß die jungen Herren, die früher nicht ohne Neid alle schönen Augen auf ihn gerichtet gesehen, nun einige hämische Bemerkungen über die getäuschten Erwartungen machten, daß die Damen dies ihnen übel nahmen und dadurch eine Zeit lang ein gewisser Unmuth unter den jüngern Personen der Gesellschaft entstand.

Malwinen, die unverschuldet etwas davon empfinden mußte, fingen Arthur's Huldigungen immer mehr an zu ängstigen. Doch war sie unvermögend, sie abzuwehren, da sie mit solcher Bescheidenheit und Herzlichkeit dargebracht wurden, und er nichts zu begehren schien als Duldung. Auch hatte bald seine heitere Nähe einen unwiderstehlichen Reiz für sie gewonnen; er sagte ihr nicht, daß sie schön sei, aber seine Augen sagten es ihr deutlicher, als sein Mund es hätte aussprechen können. Ihr leisester Wunsch war ihm Befehl, und in den zartesten Aufmerksamkeiten schien er unermüdlich zu sein. Sie gewöhnte sich daran, ihn täglich bei ihrem Fenster vorbeireiten, ihn jeden Morgen, jeden Mittag, jeden Abend als ihren Partner und sich die Königin jedes Festes zu sehen; und die Gesellschaft fand sich darein. Mit einiger Verwunderung

bemerkte sie, daß des Grafen Huldigungen ihr die vieler anderer jungen Elegants, die sonst kaum Notiz von ihr zu nehmen geschienen hatten, zuzogen. Sie sah sich plötzlich von einem Heer von Anbetern umringt, denn es bedarf nur der Aufmerksamkeit irgendeines Tonangebers in der Mode, um der ganzen eleganten Welt einen Gegenstand bemerkenswürdig zu machen.

Dies ist ein Umstand, der die Galanterie wesentlich von der Liebe unterscheidet. Die Liebe zieht einen Zauberkreis um die Erwählte, von dem sich Müßige fernhalten, und setzt sich gewissermaßen in alleinigen Besitz.

Malwine lernte es bald einsehen; sie verachtete den bunten Schwarm herzlich und verbarg es kaum, doch den Grafen konnte sie nicht umhin mit Auszeichnung zu behandeln. Was sie vorzüglich für ihn einnahm, war, sie konnte sich es nicht verhehlen, der schnelle Eindruck, den sie auf ihn gemacht. Sie war gewohnt, sich als geistreich, geehrt, sich als liebenswerth gesucht zu sehen, aber auch die Klügste hört sich lieber schön als klug nennen. Ihr Betragen

hatte sehr viele gefesselt, ihr alleiniger Anblick noch keinen. Sie fing an, die Bälle, die Festlichkeiten weniger abgeschmackt, sie fing an, sie ergötzlich zu finden. Indessen war sie nicht jung und eitel genug, um sich dieser Schwäche lange zu überlassen. Gewohnt, sich von ihren Handlungen und Gefühlen Rechenschaft zu geben und sich selbst eine strenge Richterin zu sein, sagte sie eines Abends zu sich: „Ist es möglich? bin ich nach so treuen Bestrebungen nicht weiter vorwärts geschritten? bin ich so alt geworden, ohne mich der Herrschaft einer thörichten Eitelkeit entzogen zu haben? Oder will ich mich etwa bereden, ich liebe den Grafen? Lieben! einen Mann, der jünger ist als ich, der mir weit nachsteht an Geist und Einsicht, der keine meiner Neigungen theilt, von dem mich Natur und Verhältnisse so weit wie möglich getrennt? Wahr ist's, die Welt hat recht, ihn das Muster eines vollkommenen Cavaliers zu nennen: er weiß so viel als sich für seinen Stand gehört, in allen ritterlichen Künsten ist er ein Meister, und sein Geld verliert er im Spiele oder in Wetten als wären es Zahlpfennige; er ist liebenswürdig, großmüthig, brav; seine Leute beten ihn

an und seine Freunde ließen Blut und Leben für ihn. Er liebt mich und — ich bin ihm herzlich gut. Ich wollte, er wäre mein Bruder, aber eine Thorheit wär' es, wenn er mir mehr wäre. Er, ein Graf! Ich, eine Bürgerliche! — Nein!" fuhr sie fort, nachdem sie eine Weile nachgesonnen, „ich liebe ihn nicht; wie anders war der Mann, der einst meine kindischen Träume füllte, vor dessen Geiste ich mich gern und willig beugte, der mir erschien wie ein Gott! — Aber, warum rufst du, Thörin, jenes Trugbild zurück, das sich so lange zwischen dich und die Welt gestellt? Schien es doch endlich der siegenden Vernunft gewichen zu sein!" Abermals versank sie in ein tiefes und thränenreiches Nachdenken. „Nein", rief sie dann noch einmal, „ich liebe ihn nicht! nun so soll mich denn auch keine Eitelkeit, keine empfindsame Schwäche mehr bewegen, von dem abzuweichen, was nach dieser Erkenntniß mir ziemt." —

Den andern Morgen mied sie das Fenster; das Herz klopfte ihr ein wenig, als sie ihn mehrere male vorüberreiten und ihn sich unter dem Fenster verweilen hörte. Sie blieb vom Frühstück weg, als sie

aber zur Mittagstafel ging und beim Eintreten in den Saal sein unruhiger und zärtlich forschender Blick sie traf, ward es ihr schwer, ihren Vorsatz, ihn fremder und gleichgültiger zu behandeln, auszuführen. Doch blieb sie sich mehrere Tage lang gleich; sie hörte seine Seufzer nicht, beantwortete seine Klagen mit Scherzen, und wußte sich oft geschickt seiner Nähe zu entziehen. Bald aber sah sie ihn sich einem lebhaften Schmerze hingeben und mit Schrecken entdeckte sie, daß ihre Kälte seine halbschlummernde Empfindung gänzlich geweckt, daß jedes Hinderniß diesen verzogenen Sohn des Glücks beharrlicher, jeder Widerstand ihn feuriger mache. Und je dringender er ward, je schwerer ward ihr ihre Gleichgültigkeit; denn wenn sie einen andern Mann unter diesen Umständen zudringlich, lästig, unerträglich genannt haben würde, so mußte sie sich bekennen, daß diesen Arthur sein leidenschaftlicher Ungestüm, sein durch keine Abweisung gebeugter Muth, seine Unverzagtheit liebenswürdig, unwiderstehlich machte. „Warum", sagte sie eines Abends zu sich selbst, „zwingst du dein Herz zu dieser Härte? Ist es wohlgethan, die einzige Hand zurückzuweisen, die Liebe nach

dir ausstreckt? und sollte diese allmächtige Empfindung nicht manches auszugleichen vermögend sein? Bist du so alt, daß du auf das Glück derselben verzichten sollst, und ist ein zufälliger Unterschied der Jahre wol wichtig genug, dir dieses Glück zu verleiden? Ist das Herz nicht ein unendlich köstlicheres Gut, als das anmaßende Ding, das sich Verstand nennt, und sein Schatzkästlein voll aufgehäufter, lückenhafter Kenntnisse? und die erbärmlichen Vorurtheile, die eine hohe Mauer zwischen seinem und meinem Stande aufgethürmt — wenn er selbst den Muth hat, sie niederzureißen?" —

Plötzlich aber kam ihr der Gedanke an den bekannten Stolz seines Hauses; er empörte ihr edles Herz und gab ihr den Muth, als Graf Arthur am folgenden Tage eine einsame Stunde zu einer abermaligen Erklärung benutzte, ihm zu sagen, er sei ihr werth, aber nie werde sie sich entschließen, sich in eine stolze Familie einzudrängen, denn sie würde es sich nicht vergeben können, sich Demüthigungen auszusetzen, die sie in seinen und ihren eigenen Augen entehren würden. Vergebens schwor er ihr, er sei Herr seines Schicksals, keinem seiner Verwandten wäre

er Rechenschaft schuldig, seine Mutter liebe ihn zärtlichst, — sie hatte zu viel von dem Despotismus des Vorurtheils, von der Gesinnung seines Hauses gehört, als daß sie ihm hätte trauen sollen.

Solche Unterredungen wiederholten sich oft, Malwina bekam einen immer schwerern Stand und sah endlich in der Flucht das einzige Rettungsmittel. Sie ersuchte ihren Vater um eine schleunige Abreise und verschwieg ihm, der ihr bester Freund war, ihre Bewegungsgründe nicht. Er billigte ihr Verfahren, verdammte eine solche Verbindung durchaus und erwog nicht blos den Unterschied der Jahre und des Standes, der bedeutendste schien ihm der zwischen ihrer beiderseitigen Bildung zu sein. „Eine Leidenschaft", sagte er, „für einen jungen Menschen, den nur äußere Glücksgüter bemerkenswerth machen, würde sich für deinen Verstand wenig ziemen, und eine eheliche Verbindung mit ihm würde dem eigentlichen Wesen der Ehe, das, indem es dem Manne entschiedene Vorrechte einräumt, auf eine gewisse geistige Ueberlegenheit desselben gegründet zu sein scheint, widersprechen." — Er fuhr fort, ihr dies mit lehr- und liebreichen Worten

anschaulich zu machen und hörte sich gern von ihr unterbrechen, indem sie ausrief: „Sie haben recht, mein Vater! morgen, morgen lassen Sie uns reisen!“ Er ging, der Gesellschaft die schnelle Abreise zu verkündigen. Sie packte unterdessen mit Hast ihren Koffer und ging dann mit zitternden Schritten nach dem gemeinschaftlichen Versammlungssaale, sich zu beurlauben. Man empfing sie mit vielen Worten der Klage; Arthurn suchte ihr Blick vergebens; lange harrte sie seiner, endlich sagte eine ihrer Freundinnen ihr leise: „Der arme Graf! Der erträgt Ihre Abreise nicht. Als Ihr Vater vorhin das böse Wort aussprach, sahen wir ihn todtenbleich werden, schnell zur Thüre hinausgehen, bald darauf sein Pferd vorführen und ihn mit wilder Hitze in den Forst jagen.“ — Malwine hätte dem Freunde gern das letzte Lebewohl gesagt, doch erkannte sie seine Abwesenheit als einen Fingerzeig der Vorsehung, daß sie ihn nicht mehr sehen solle.

Sie nahm von der Gesellschaft einen freundlichen Abschied, sagte ihrem Vater gute Nacht und ging auf ihr Zimmer.

Kaum aber war sie hier angelangt, als sie den

Grafen bleich und athemlos zu sich eintreten sah, als sie sich eine Grausame, eine Herzlose nennen hörte, sich mit den Vorwürfen eines tobenden Herzens überschüttet sah und vergeblich verständige und liebreiche Vorstellungen anwendete, ihn zu beruhigen. Mitleid und eine süßere Stimme in ihrer Brust besiegten endlich ihre Vernunft: sein Flehen, seine Thränen, sein Toben nicht länger ertragend, gab sie ihm ihr Wort, unter der Bedingung, daß seine Mutter sich willig erkläre, sie als Tochter aufzunehmen, die Seinige zu werden. Nach dem ersten Ausbruche des Entzückens des Jünglings mußte er ihr eine genaue Darstellung seiner Verhältnisse versprechen, und mit bebendem Herzen hörte sie, daß er seit seiner Kindheit der Bräutigam seiner Cousine, der jungen Gräfin Franziska, sei, der Tochter seines väterlichen Oheims. Sein Großvater habe die Verbindung gewünscht, um sein Vermögen durch beide Enkel wieder vereinigt zu sehen, und die Mutter Franziska's, ein verschmitztes und ränkevolles Weib, habe mit allen Kräften ihres Einflusses und ihres intriguanten Geistes die Heirath begünstigt. Eine frühere unsinnige Verschwendung zwinge

sie, jetzt auf Sastawna, einem alten Schlosse in einer der ödesten Gegenden Polens, zu leben, was für ihren weltlichen Sinn eine Qual sein müsse. Von ihr fürchte er, sich die meisten Hindernisse in den Weg gelegt zu sehen, weniger von seiner Mutter, die zwar eine von Vorurtheilen befangene Frau sei, aber nur für sein Glück lebe.

Malwine hörte diese Nachrichten mit Zagen; sie wiederholte ihre Bedingung, der Graf nannte sie eine leichte und nahm in der sichern Hoffnung eines glücklichen Wiedersehens von ihr Abschied.

Den folgenden Morgen saß sie schweigend neben ihrem Vater im Reisewagen. „Ach!“ seufzte sie leise, „habe ich doch immer gehört, die Liebe beglücke und erhebe; warum denn fühle ich mich so tief niedergebeugt, so sorgenvoll und so klein?“ —

Als sie wieder an der fernen Ostsee in ihrer Heimat war, bemächtigte sich eine Unzufriedenheit ihrer Seele, welche die Vernunft vergeblich zu bemeistern suchte. Verwöhnt durch die Huldigungen eines flammenden Herzens, konnte es nicht fehlen, daß ihr die stille Achtung ihrer Freunde, auf welche sie sonst ein

beſcheidenes Glück gegründet, lau und unzulänglich erſchien. Vergebens ſuchte ſie auch diesmal, wie ſie es oft gethan, die ſehnende Stimme des Herzens durch eine raſtloſe Thätigkeit zu erſticken. Durch ein ſechswöchentliches zerſtreutes Leben dem gewohnten Kreiſe ihrer Beſchäftigungen entfremdet, ward es ihr ſchwer, ſich zurechtzufinden. Sie fing ein Buch an, hatte den folgenden Tag vergeſſen welches, griff nach einem andern und hatte es ſchon eine halbe Stunde lang aufgeſchlagen in der Hand, als ihr Vater zu ihr trat und ſie fragte, was ſie leſe? Wie ſie verwirrt und erröthend das Titelblatt aufſchlug, ſah der treffliche Mann ſie mit einem langen, ſchmerzlichen Blicke an. Sie hätte vor Scham vergehen mögen, ſie zitterte vor der Nichtachtung dieſes tief verehrten Vaters, und der Gedanke, von ihm als ein armes verliebtes Ding bemitleidet zu werden, war ihr unerträglich. Ihr Stolz gab ihr Kräfte, ſich vollkommen zu faſſen, und als ſie des Abends mit ihrem Vater einen kleinen Cirkel beſuchte, der ſich wöchentlich zu einer gemeinſchaftlichen Lektüre zu verſammeln pflegte, war ſie ſo ganz wieder die vorige heitere und unbefangene Malwine, daß die

Herzen ihrer Freunde, seither durch manche Launen verletzt, sich ihr bald von neuem zuwandten.

Ein Ungefähr wollte indessen, daß das Buch der heutigen Wahl den Seelenzustand einer hoffnungslos Liebenden schilderte, in welchem Malwine, der das Amt einer Vorleserin für heute übertragen war, so deutlich den ihrigen wieder zu erkennen glaubte, daß sie verwirrt ward, die Farbe wechselte, und indem die Furcht, man möchte sie durchschauen, ihre Bestürzung vermehrte, unverständlich zu stammeln und die Redetheile zu wiederholen anfing. Ihr Vater verwies ihr diese Zerstreuung in einem Tone, den sie nicht gewohnt war von ihm zu hören und der sie innerlich kränkte. Sie ersuchte ihn fortzufahren, zog sich, unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit zurück und schlich, während die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf den Sinn des Buchs gerichtet war, leise aus dem Zimmer. Einem im Vorzimmer befindlichen Bedienten trug sie auf, sie bei der Wirthin und bei ihrem Vater mit plötzlichem Uebelbefinden zu entschuldigen, und ging ganz allein durch die Dunkelheit nach Hause. In ihrem Zimmer warf sie sich, in Thränen zerfließend, auf ihr

Sofa: „Was“, seufzte sie, „was ist aus dir geworden! du darfst es dir nicht mehr leugnen! du verzehrst dich in einer unwürdigen Leidenschaft! du trotzest deiner eigenen Vernunft, du trotzest der Meinung der Verständigen, ja du hörst nicht auf die Stimme der Natur, die dir laut zuruft: bleibe fern von diesem Manne, ich schuf ihn nicht für dich! Ist es genug, daß er dich liebt? darf dich eine rasend auflodernde Leidenschaft bestechen, deren Flamme ein Windhauch verlöschen kann? ist es genug, daß er liebenswürdig sei, ist es genug, daß die Herzen einander begegnen, wenn die Geister ewig und ewig sich fremd bleiben?“

So sprach sie zu sich selbst und hätte ohne Zweifel sich noch lange dem Ungestüme ihres erregten Gefühls hingegeben, wenn nicht ihr eintretendes Mädchen sie unterbrochen und, nachdem sie ihr ihre Verwunderung zu erkennen gegeben, sie schon zu Hause zu sehen, ihr zwei Briefe gebracht hätte, die in der Zeit ihrer Abwesenheit angekommen seien.

Malwine griff danach, und mit Erröthen erkannte sie auf dem einen die Handschrift des Grafen. Wie trat ihr sein ganzes anmuthiges Bild wieder mit

frischen Farben vor die Seele, als sie sein Schreiben nun erbrach und las! wie war doch jedes Wort ein Himmelslaut der Liebe, wie doch ein jedes der Abdruck eines sehnenden Herzens! Er sagte ihr, und glaubte es nicht sagen zu können, wie sehr er sie liebe, wie er sich nach ihr sehne, wie ihr letztes Wort ihn beglückt. Er meldete ihr, daß er bereits an seine Mutter geschrieben, daß er das Beste hoffe, daß er indeß mit Misvergnügen gehört, seine Tante, die Gräfin Josephine, sei zum Besuch nach Goray, dem Witwensitze seiner Mutter gekommen, daß er aber geeilt habe, ihren Einfluß zu entkräften, seiner Mutter erklärend, er werde sich unter keiner Bedingung zu einer Verbindung mit Franziska willig finden. Dies schrieb er ihr und schloß mit den feurigsten Betheuerungen seiner Zärtlichkeit.

Malwine sah sich durch den Brief erheitert und gestärkt. Sie fühlte ihre Schwäche für den Grafen, deren sie sich noch eben so streng angeklagt hatte, plötzlich gerechtfertigt durch dies neue Zeugniß seiner Liebe, sie fühlte sich minder klein, und weil ein edles Herz nichts schwerer erträgt als Demüthigung, so mußte es sich fügen, daß ihr Stolz der mächtigste Bundes-

genosse Arthur's ward. Durch seinen Muth gehoben, fing auch ihr an das Bild der Zukunft weniger düster zu erscheinen, und erweicht wie sie war, beschloß sie ihm auf der Stelle zu antworten. Schon saß sie an dem Schreibtisch, schon schrieb sie ihm herzlichere Worte, als je ihr Mund ihm gesagt, als ihr plötzlich, wie durch eine Eingebung, der andere Brief einfiel, den sie unerbrochen liegen gelassen. Sie stand auf, ergriff ihn, sah eine incorrecte, weibliche Handschrift, und als sie ihn erbrochen, mit Entsetzen in der Unterschrift den Namen von Arthur's Mutter. In der höchsten Spannung fing sie an ihn zu lesen; aber kaum hatte sie die ersten Zeilen überblickt, als ein Zittern in den Knien sie zwang sich niederzulassen. Wer malt ihr Erstarren, ihren Schmerz, ihren Zorn, als sie sich in dem unwürdigsten Tone als eine Verführerin angeredet sah, als ihr vorgeworfen ward, den jungen Grafen an sich gezogen, ihm ein Heirathsversprechen entlockt zu haben; als sie eine Schamlose genannt ward, die sich entblöde, sich in eine der ersten Familien des Königreichs eindrängen zu wollen, als ihr nicht allein mit dem gräßlichsten mütterlichen Fluche,

als ihr sogar mit der strafenden Gerechtigkeit gedroht und ihr anbefohlen ward, den Grafen, der doch selbst bei zeiten anfangen werde, sich ihrer zu schämen, seines Wortes zu entlassen.

Während Malwine las, kämpfte Zorn und Verachtung in ihrer, ach! vor wenig Minuten noch so seligen Brust! Sie legte das Blatt auf den Tisch, und sagte zu sich selbst: „Es ist gut nun! so ist es aus, auf ewig.“ Darauf ging sie mit schnellem Schritt an den Schreibtisch, zerriß das an den Grafen angefangene Blatt und schrieb mit fester Hand folgende Zeilen:

Herr Graf!

Inliegender Brief Ihrer Frau Mutter, den ich zu gleicher Zeit mit dem Ihrigen erhielt, mag Sie überzeugen, daß ich diesen nicht anders beantworten kann, als mit der Bitte, mich ferner mit allen Zuschriften, sowie mit allen Besuchen zu verschonen. Ich füge noch hinzu, daß ich Ihnen die Erlaubniß gebe, mich auf das tiefste zu verachten, wenn ich mich jemals wieder zu einer gefälligern Gesinnung erniedrige.

Malwina.

Ohne das Blatt zu überlesen, schlug sie den Brief der Gräfin hinein, siegelte und gab es auf der Stelle ihrem Mädchen, mit dem Befehl, es morgen in aller Frühe auf die Post zu befördern. Als sie darauf in ihr Zimmer zurücktrat, nahm sie noch allerlei kleine Beschäftigungen vor, indem sie sich überreden wollte, sie sei ruhig. Ja, es gibt eine gewisse Ruhe der Verachtung, aber gefühlvollen Herzen ist diese Ruhe, diese Seelenstarrsucht, eine peinigende Krankheit. Auch die Nacht brachte der Schwerbeleidigten den wahren Frieden nicht. Sie legte sich zeitig nieder, die Zuhausekunft ihres Vaters fürchtend.

Zwar machte sie es sich zur heiligsten Pflicht, ihm alles zu entdecken, aber heute, nur heute nicht! Nach einer Stunde hörte sie ihn in das Nebenzimmer treten, sie hörte ihn auf- und niedergehen, hörte ihn seufzen. Ach! sie ahnte, wem diese Seufzer galten. Er wähnte, seine Tochter verzehre sich in einer hoffnungslosen Liebe, und doch glaubte sie in diesem Augenblicke so sicher zu wissen, sie liebe den Grafen nicht, habe ihn nimmer geliebt. Das Gefühl der Beleidigung schien ihre ganze Seele eingenommen zu haben, und

sie wünschte sich Glück, sich aus einem Verhältnisse erlöst zu sehen, das sie mehr geängstigt, als beglückt hatte. Davon suchte sie auch ihren Vater zu überzeugen, als sie ihm bald darauf alles entdeckte; und wie dieser sie mehrere Wochen lang thätig, heiter, wie er sie zwei Briefe Arthur's und einen von Goray unerbrochen zurücksenden sah, fing er an ihr zu glauben.

Einst saß sie einsam mit ihrer Arbeit beschäftigt, als ihr zwei Frauenzimmer angemeldet wurden, und sie eine Matrone, deren Anstand und Kleidung eine vornehme Dame zu erkennen gab, begleitet von einer jüngern, wunderschönen Frau, mit Augen, aus denen südländische Glut leuchtete, zu sich in das Zimmer treten sah. Sie bewillkommnete sie mit der freundlichen Würde, die ihr eigen war, aber ehe sie noch Zeit hatte, sich nach ihrem Begehren zu erkundigen, nannte sich die alte Dame als Arthur's Mutter und fuhr fort: „Ich komme, Mademoiselle! Sie der argen Beleidigung wegen, die ich Ihnen, übel berichtet, zugefügt, um Verzeihung zu bitten, und Sie zu ersuchen, meinem Sohne die Kränkung der Mutter nicht entgelten zu lassen."

Bei den ersten Worten hatte sich Malwine entsetzt weggewendet, aber die Schwägerin der Matrone, die Gräfin Josephine — denn diese war die Begleiterin —, umfaßte sie liebevoll, und beschwor sie, sie anzuhören. Jene setzte hinzu, sie sei gekommen, sie selbst um ihre Hand für ihren theuern Arthur zu bitten, indem sie sich überzeugt habe, daß sie ihr diese Genugthuung schuldig sei. Es war etwas Steifes und Unfreiwilliges in ihrer Erklärung, daher scheute sich Malwine nicht, mit allen Zeichen eines erbitterten Gemüths zu antworten: „Wenn Sie, Frau Gräfin, oder der Graf glauben, meine häufigen Abweisungen hätten diesen für Ihren Stolz demüthigenden Schritt bezweckt, so irren Sie gänzlich. Der Graf wird sich erinnern, daß ich ihm schrieb, ich würde unter keiner Bedingung die Seinige werden. Ich weiß zwar, daß Sie sich die Freiheit nehmen, gering von mir zu denken, aber nimmermehr werde ich durch eine Nachgiebigkeit, die mich entehren würde, Ihre Verachtung rechtfertigen."

Vergeblich redete die ältere Gräfin ihr zu, vergeblich liebkoste ihr die jüngere: Malwine blieb unerschütterlich. Endlich sagte jene erschöpft: „Sie sind

mir Zeugin, liebe Schwester, daß ich mein Mögliches gethan"; und schon schienen beide Damen von ihr ablassen zu wollen, als der Graf stürmisch in das Zimmer trat, und ehe sich Malwine besinnen konnte, zu ihren Füßen lag. Als sie ihn erblickte, entfuhr ihr ein Schrei der Angst, denn sie kannte die Gewalt seiner Liebenswürdigkeit über ihr Gemüth. „Gott", rief sie, „Herr Graf, so erfüllen Sie meine letzte Bitte!" — aber er hörte nicht im Entzücken des Wiedersehens; er drückte sie an sein seliges Herz, gab ihr die süßesten Worte, nannte sie sein, und schwor, keine menschliche Macht solle sie ihm entreißen.

So von allen Seiten bestürmt, bat Malwine endlich um die Erlaubniß, sich ihres Vaters Rath zu holen. Arthur aber ließ sie nicht allein gehen. Er umarmte den Professor, er beschwor ihn, nicht grausam zu sein, er zog ihn in Malwinens Zimmer, wo seine Mutter den Antrag erneuete und die Gräfin Josephine in ihn drang; so willigte die Tochter und etwas später der Vater, ungern, gegen ihre Ueberzeugung, aber unfähig zu widerstehen, endlich ein. Ein Notar war schon herbeschieden, den Ehecontract

aufzunehmen. Malwine erschrak vor dieser Eile, aber der Graf drang darauf und auch die Gräfin war seiner Meinung, indem ein nothwendiges Geschäft sie schon morgen nach Goray zurückrief.

Im Punkte der Religion fand man keine Schwierigkeiten zu beseitigen, da des Grafen Familie, zu der Partei der Dissidenten gehörend, wie Malwine sich zum lutherischen Glauben bekannte. Ein anderes war es mit den ökonomischen Einrichtungen. Mit Rührung bemerkte Malwine, wie großmüthig der Graf für sie sorgte; sie hatte tausend Einwendungen, da sie aber sah, wie die Einwürfe ihres Vaters Sohn und Mutter beleidigten, schwieg sie und unterschrieb mit mühsam unterdrückten Seufzern ihren Namen. Ehe sich die Damen entfernten, kam man überein, daß die Hochzeit in drei Monaten, am Tage der Mündigkeit des Grafen, stattfinden solle.

Als Malwine mit diesem und ihrem Vater allein war, ward ihr erst wieder leichter. Des Jünglings Entzücken goß eine wohlthätige Wärme in ihr betäubtes Herz. Sie wollte nicht fragen, wie alles gekommen sei, sie wollte glücklich sein im Beglücken.

Den folgenden Tag machte sie den Damen ihren Gegenbesuch. Die alte Gräfin empfing sie steif und förmlich, aber verbindlich; desto liebevoller die Gräfin Josephine. Ihre Herzlichkeit, ihre Anmuth nahmen Malwinen ganz ein und sie hörte sich mit Vergnügen von der liebenswürdigen Frau einladen, ihr einige Wochen lang ihre Einsamkeit in Sastawna zu verschönen. Da indessen der Graf noch hier zu bleiben gedachte, so nahm sie ihre Bitte: gleich jetzt mit ihr zu gehen, nicht an. Zu der alten Gräfin konnte sie kein Herz fassen; Arthur schien dies wehe zu thun; er liebte seine Mutter und konnte einen Widerwillen gegen seine Tante nicht bezwingen, obgleich er gestehen mußte, daß sie sich in dieser Sache bewundernswürdig benommen. Er wähnte sie von der Gewalt der Liebenswürdigkeit Malwinens besiegt, denn er war sich bewußt, sie nicht auf das glimpflichste behandelt zu haben, als er sie für die Anstifterin jenes Briefs hielt. Durch ihn in eine furchtbare Wuth gesetzt, war der junge Mann eiligst nach Goray gejagt, hatte Mutter und Tante mit rasenden Vorwürfen bestürmt, einen Vetter, der sich dareingemischt, zur Thür hinaus-

geworfen, einen andern im Zweikampf durch den Arm geschossen und durch Drohungen und Flehen die alte Gräfin zu einem Briefe, und als dieser unerbrochen zurückgeschickt ward, zu einem Besuche gezwungen.

Die Gräfin Josephine hatte bei zeiten erklärt, alle Ansprüche im Namen ihrer Tochter aufzugeben, und ihr Zureden war es, was hauptsächlich ihre Schwägerin zur Nachgiebigkeit bewogen.

Der Graf erzählte Malwinen dies alles so mildernd als möglich, dennoch verwundete er sie oft und häufiger, als sie es sehen ließ. Doch machte das Glück der Gegenwart und seine Nähe manches wieder gut. Hatte ihn die Besorgniß, ihr nicht zu misfallen, liebenswürdig gemacht, hatten ihm die Zweifel seines liebenden Herzens gekleidet, so verschönte ihn noch mehr die selige Sicherheit des Besitzes und die zarte Bescheidenheit, mit welcher er, bei allem Feuer der Jugend und der Liebe, der Rechte des Bräutigams genoß. Als er sich nach acht Tagen von ihr trennte, war ihr der Abschied höchst traurig; ach! sie ahnte noch nicht, daß ihr ein noch weit traurigerer bevorstand. Denn als ihr Vater kurz darauf plötzlich erkrankte und nach

wenigen Tagen in ihren Armen, sie segnend, verschied, überfiel sie ein grenzenloser Schmerz und die Liebe des herbeieilenden Freundes konnte ihr keinen Trost gewähren. Umsonst sagte sie zu sich selbst: habe ich doch Ihn! Ein Gefühl des Verwaistseins, der Verlassenheit bemeisterte sie, und sie konnte es nicht wehren, daß vor ihrer zerrütteten Seele das Bild einer entsetzlichen Zukunft aufstieg!

Während sie noch überlegte, welcher Aufenthalt sich nun bis zu ihrer Hochzeit für sie zieme, kam ein Brief der Gräfin Josephine, der ihre Einladung mit den herzlichsten Worten wiederholte. Arthur hatte manches dawider einzuwenden; er wünschte, bei den veränderten Umständen die Hochzeit zu beschleunigen; da sie aber mit alle den Feierlichkeiten, die bei ähnlichen Gelegenheiten in seinem Hause üblich waren, begangen werden sollte, und er, obwol sie ihm verhaßt waren, sie diesmal nicht übergehen wollte, so mußte er der allgemeinen Stimme Gehör geben, die ein Freudenfest vor dem Ablauf der ersten Hälfte des Trauerjahrs unschicklich nannte. Er rieth demnach Malwinen endlich selbst, zu seiner Tante nach Sastawna

zu gehen, da er sehr wünschte, der Welt ein gutes Vernehmen zwischen seiner Braut und seiner Familie zu zeigen, und er vergebens auf eine Einladung seiner Mutter gehofft hatte.

Malwine beschloß nun die ersten vier Wochen bei einer Jugendbekannten, von deren älterer Freundschaft sie mit Recht mehr Nachsicht mit den lebhaften Ausbrüchen ihres Schmerzes erwarten konnte, zuzubringen. Nach Verlauf dieser Zeit schickte ihr die Gräfin Josephine, die ihrer Ankunft mit Sehnsucht entgegensah, ihren Wagen und eine vertraute Kammerfrau, welche ihre Reisegefährtin und Dienerin sein sollte. Es war eine Frau bei Jahren; von demüthigem, stillem Wesen, bleichen, kummervollen Wangen, und Gesichtszügen, vor deren Stumpfheit sich Malwinens ganzes Herz zusammenzog. An der Seite einer solchen Begleiterin, mit so neuem Grame in der Brust, verließ Malwine in ängstlicher Beklemmung ihre Heimat. Bald hörte sie rings um sich statt ihres geliebten Deutsch eine Sprache, die ihr gänzlich fremd war, und die gebrochenen Worte der alten Katharine waren die einzigen, die sie, mühsam entziffernd, verstand. Es war

Spätherbst; öde und wüst umgab sie ein trauriges Land, lange Waldstrecken dehnten sich vor ihren Augen aus, sparsam lagen elende Dörfer zerstreut umher, in denen kein glückliches Gesicht sie erfreute, kein ihr vertrauter Ton ihr entgegenklang. Je mehr sie sich der Grenze Galiziens näherte, je mehr nahm eine quälende Ahnung ihr Herz ein.

Die Trennung vom Grafen fing an sie zu ängstigen; sie hatte sich Sastawna nicht so entfernt gedacht, sie verlangte sehnsüchtig danach; als sie aber eines Abends das prächtige Schloß der Gräfin aus armseligen Hütten hervorragen sah, konnte sie sich des endlich erreichten Ziels kaum freuen. Ihr Mismuth vermehrte sich, als sie sich von einer Schar zerlumpter Bedienten empfangen sah, als sie durch die weiten wüsten Säle des Schlosses schritt, um zu den Zimmern der Dame zu gelangen. Die zärtliche Begrüßung derselben, ihre Liebenswürdigkeit, die lebhafte Theilnahme, die sie ihrem Schmerze bezeigte, verlöschte die empfangenen Eindrücke nach und nach; auch machte es ihr unbewußt eine angenehme Empfindung, als sie in Franziska, des Grafen ehemaliger Braut, ein zwar wohlgebildetes,

aber ganz unbedeutendes Geschöpf erkannte. Es that ihr wohl sich zu sagen, daß sie dem Freunde nichts geraubt, daß er den Tausch nicht bereuen dürfe.

Die gänzliche Abgeschiedenheit, in welcher die Gräfin Josephine, wegen der Entlegenheit anderer Rittergüter, lebte, war Malwinens trüber Gemüthsstimmung recht. Sie sah dem Winter ohne Furcht entgegen; an Beschäftigung fehlte es ihrem reichen Geiste nicht und in den Unterhaltungen mit ihrer Wirthin ging ihr eine neue, wenn auch nicht liebenswerthe, doch interessante Welt auf. Zwar fehlte es jener ganz an eigentlicher Geistesbildung; sie hatte beinahe nichts gelesen und war ohne allen Unterricht aufgewachsen. Aber ihr ausgezeichneter Verstand, ihre feurige Einbildungskraft, ihr leicht entzündliches Gefühl, ihre mannichfachen Welterfahrungen machten sie Malwinen zu einer der merkwürdigsten Erscheinungen.

Ihr Vater, ein polnischer Großer, war Gesandter in Konstantinopel, als sie ihm von einer Gattin geboren ward, die er verachtete und deren Leichtsinn ihm den Verdacht einflößte, Josephine sei nicht sein Kind. Er betrachtete sie mit Widerwillen, und während die

Mutter nur mit ihren Liebesintriguen beschäftigt war, blieb die Kleine ihren Wärterinnen, griechischen Sklavinnen, überlassen, die wechselsweise ihr schmeichelten und sie mishandelten. Als ihr Vater Konstantinopel verließ und sich nach Neapel begab, that man sie in ein Kloster, wo sie auch blieb, als ihre Aeltern sich in Paris niederließen. Endlich wünschte ihre Mutter, in einem Anfall von Zärtlichkeit, sie zu sehen; sie schickte eine alte vertraute Kammerfrau, ein käufliches, ränkevolles Weib, nach Neapel, ihre damals dreizehnjährige Tochter abzuholen. Ehe sie aber die weite Reise von Neapel nach Paris zurückgelegt, hatte Josephinens Vater plötzlich den Befehl erhalten, nach Warschau zurückzukehren; die Briefe mit Geld, die seine Gattin den Reisenden entgegengeschickt und welche die Weisung enthielten, sich durch das Oesterreichische nach Polen zu begeben, hatten dieselben verfehlt. Ohne Geld, ohne anderweitige Bekannte als jene Dienerin, befand sich Josephine in der peinlichsten Verlegenheit. Erst nach einem beträchtlichen Zeitraum sah sie sich in den Stand gesetzt, zu ihren Aeltern nach Warschau zu gehen. In diesem Theile der Erzählung bemerkte

Malwine manches Dunkle; Josephine verhüllte ihr weinendes Gesicht, als sie von diesem ersten Aufenthalte in Paris sprach, und ihre Freundin konnte nicht zweifeln, daß ihre Verbindung mit jenem sittenlosen Weibe und ihre Abhängigkeit von derselben sie zu Schritten geführt, deren Erinnerung sie schmerzlich und beschämend ergriff. Kaum war sie in Warschau angelangt, als ihre Aeltern ihr einen Bräutigam zuführten, der, mehr wie zweimal so alt als sie, widerwärtig und unedel, ihr nichts zu bieten hatte als Reichthum.

Zwei unglückliche Jahre verlebte sie an seiner Seite, bis ihr ein Ungefähr ihren zweiten Gemahl, des Grafen Arthur Oheim, zuführte. Im Umgange mit ihm, erzählte Josephine, sei ihr erst das wahre Lebensglück, der Stern der Liebe aufgegangen; sie habe dem mächtigen Zuge ihres Herzens, nach unsäglichen Kämpfen, nicht widerstehen können. Von dem Grafen Stanislaus entführt, lebte sie, vermählt mit ihm, von neuem in Paris, bis des ersten Gatten Tod ihr die Rückkehr nach Polen vergönnte. Abwechselnd hielten sie sich nun hier und in Frankreich auf; endlich zogen

sie sich nach dem einsamen Sastawna zurück, um, wie die Gräfin sagte, hier ganz der Liebe zu leben. Aber schon nach einem Jahre starb der edle Stanislaus. Mit Thränen und Händeringen bejammerte die Gattin noch jetzt seinen Tod, und oft mußte Malwine ihr liebevoll zusprechen und sie mit dem Wiedersehen trösten.

So hatte die Gräfin frühe schon die verschiedensten Zustände des innern und äußern Lebens kennen gelernt, und alle ihre Vergehungen schienen mehr ihren Verhältnissen, als ihrem Herzen zur Last zu fallen. Sie gestand indessen Malwinen, daß die Zerrüttung ihres Vermögens die Schuld ihrer Jugend sei, und daß sie geglaubt habe, ihre Tochter, die sie mit großer Zärtlichkeit behandelte, durch eine reiche Heirath entschädigen zu müssen, und da der Plan, sie mit ihrem Vetter, dem Grafen, zu verbinden, schon im Kopfe des Großvaters entstanden sei, habe sie ihn mit ihrer ganzen Lebhaftigkeit ergriffen und zu seiner Ausführung mitgewirkt. Anfänglich habe sie des Grafen Leidenschaft für eine jugendliche Thorheit gehalten, und wenig Rücksichten darauf genommen. Sobald sie aber,

wie er gesinnt sei, erfahren, und vorzüglich, sobald sie sie selbst kennen gelernt, habe sie ihr Project freudig aufgegeben.

Bei diesen Worten umarmte sie Malwinen, in welcher sie eine unangenehme Erinnerung erwecken mußten. Ueberhaupt schien sie zu fühlen, daß manche misbilligende Bemerkung ihrer Freundin durch ihre Liebkosungen erstickt werden müsse. Diese konnte es nicht bergen, daß ihr die Härte misfiel, mit welcher jene ihre Dienstboten behandelte, daß die knechtische Unterwürfigkeit derselben ihr aus Furcht herzurühren schien, und mit Befremden sah sie die Unterthanen der Gräfin in der drückendsten Armuth. Indeß hörte sie diese so oft sich selbst der Hitze anklagen, hörte sie so oft über ihre zerrütteten Vermögensumstände seufzen, daß sie ihr verzieh, und die Großmuth doppelt erkannte, mit der sie ihr einst den reichen Grafen abgetreten. Ja, selbst der Leichtsinn, der ihr in manchen Augenblicken Ruchlosigkeit schien, mit welchem jene die Religion behandelte, erregte mehr ihr Mitleid, indem sie ihn einer verwahrlosten Erziehung zuschrieb, als ihren Tadel.

Josephinens Liebenswürdigkeit, ihre Offenheit und die warme Freundschaft, die sie ihr stets bewies, fesselten immer mehr ihr Herz. Nie hatte sie liebevoller für sich gesorgt gesehen: das freundlichste Zimmer des Schlosses, neben ihrer Schlafkammer gelegen, war für sie zum Cabinet eingerichtet; die Gräfin pflegte es ihr selbst von Zeit zu Zeit mit künstlich im Gewächshaus gezogenen Blumen zu verzieren, und weil sie die Frühstunden gern einsam beschäftigt zubrachte, ihr hierher ihren, mit eigener Hand bereiteten Thee zu schicken. Der Mittag führte dann die drei Damen zusammen, nach Tische fuhren oder ritten sie spazieren. Der Abend ward mit Musik, Kartenspiel oder Gespräch verkürzt.

Von dem Grafen liefen häufig Briefe ein, die vor wie nach Liebesbetheuerungen enthielten. Malwine fühlte indeß bald, daß, wenn auch das Herz sich gern mit solcher süßen Speise sättige, doch der Geist dabei darbe. Sie fing nun an, andere allgemein interessirende Gegenstände in ihren Briefen zu besprechen, und freute sich, daß ihr Freund nicht anstand, darauf einzugehen. Sie wünschte sich Glück auf diese Art seine Sinnes-

weise näher kennen zu lernen, aber beschämt und verletzt mußte sie sich endlich gestehen, daß nur die Liebe seinen Briefen Seele und Geist eingehaucht, daß seine Bemerkungen oberflächlich, seine Begriffe unklar, seine Ansichten die gewöhnlichen eines jungen Cavaliers seien. Der Mismuth, den ihr diese Entdeckung einflößte, vermehrte noch ein immer zunehmendes körperliches Uebelbefinden; von Zeit zu Zeit stechende Schmerzen, eine Entkräftung, die sie sich nicht zu erklären wußte, und ein Zucken in den Gliedern, wie sie es nie vorher gekannt. Die große Abgeschiedenheit des Gutes machte es ihr unmöglich, einen Arzt zu berathen, der elende Feldscherer des nächsten Städtchens machte das Uebel nur ärger und sie sah sich gezwungen, zu der Hausapotheke der Gräfin ihre Zuflucht zu nehmen.

Diese pflegte sie mit einer Sorgfalt, die Malwinen rührte; auch fühlte sie sich einige male durch ihre Arzneien erleichtert. Da aber ihre Schwermuth täglich zunahm, und auch die Krankheit überhandzunehmen schien, als sie sich bleicher und bleicher werden und ihre Adern unnatürlich aufschwellen sah, bat sie

ihre Wirthin, sie entweder nach Warschau, der nächsten großen Stadt, zu entlassen, oder ihr von dort den Doctor Archibald, einen berühmten Arzt, dessen Namen sie oft in ihrer Heimat hatte preisen hören, kommen zu lassen. Die Gräfin war sogleich zu letzterm erbötig, und schickte auf der Stelle einen Reitknecht nach Warschau; mehrere Tage vergingen und weder Reitknecht noch Arzt erschien; endlich kam ein Bote mit der Nachricht, ersterer sei unterwegs gestürzt und liege in einem Dorfe krank darnieder. Man schickte sogleich einen zweiten nach Warschau, aber dieser kam den dritten Tag zurück und meldete: Archibald sei selbst krank und könne nicht kommen. Die Gräfin schalt ihn heftig, nannte ihn einen Dummkopf und schickte ihn noch selbigen Tages zurück, einen andern Arzt zu holen.

Unterdeß war aber Malwine immer kränker geworden, sie wankte wie ein Gespenst umher, der Schmerz ließ ihr auf ihrem Lager keine Ruhe, und mit halbgebrochenen Augen sank sie bisweilen entkräftet zusammen.

Eines Abends, als sie kränker als je auf dem

Sofa der Gräfin lag, leise Seufzer ausstoßend, nahte sich diese ihr von neuem mit einem Trank, den sie, wie sie ihr mit der zärtlichsten Stimme versicherte, zu ihrer Labung bereitet habe. Malwine, von einem geheimen Grausen ergriffen, stieß sie mit Heftigkeit von sich; als aber die Freundin erschrocken rief: „Gott, Malwine, ich bin's ja, kennen Sie mich nicht mehr?“ und, da sie sie abermals von sich wies, weinend zurücktrat, besiegte ihr weiches Herz jenes dunkle Gefühl: sie rief sie zurück, ergriff den Becher, und leerte ihn, trotz Josephinens Ermahnungen, ihn nur nach und nach zu trinken, mit einem muthigen Zuge. Kaum aber waren einige Minuten verflossen, als eine namenlose Angst sie faßte; sie richtete sich empor, und indem ihr Blick in den Spiegel fiel, sah sie mit Entsetzen auf dem Gesichte der Frau ein teufliſches Lächeln. Sie sprang auf, jene eilte zu ihr, umarmte sie und rief: „Was ist Ihnen, meine Theuerste! was haben Sie vor!“ — Aber „fort“, schrie Malwine, „fort, Entsetzliche!“ und darauf sich sammelnd: „Gräfin, lassen Sie mich! ich bin krank!“ — riß sich gewaltsam los, und stürzte nach ihrem Zimmer. Josephine

folgte ihr, aber die Unglückliche verschloß die Thür, und versicherte ihr, die Einsamkeit sei ihr nöthig.

Als jene sich zaudernd entfernt, sprach Malwine weinend zu sich selbst: „Gott, wär' es möglich, wär' es wahr? Solcher schändlicher Verrath, solcher unmenschlicher Trug! O mein weissagendes Herz! Ja, ich fühl's, ich bin verloren: das Gift schleicht brennend, tödtend durch meine Adern, dieser Blick sagte mir alles. Aber sie! — nein, nein, es ist nicht, kann nicht sein! Gott, wenn du mit mir enden willst, so laß meine Seele sich nicht beflecken mit diesem frevelhaften Argwohn! und vergib ihr die Lästerung des heiligen Namens der Freundschaft!" —

Während sie so sprach, hatte es einige male leise geklopft, und als sie zitternd anstand zu öffnen, hörte sie eine furchtsame Stimme sie um Einlaß bitten. Sie erkannte die alte Katharina, jene vertraute Kammerfrau der Gräfin, welche sie hierher begleitet: ein unglückliches Geschöpf, das sie oft mitleidig angesehen, weil sie auf ihrem verkümmerten Gesichte die Spuren nagender Reue zu entdecken glaubte.

Sie öffnete nach kurzem Besinnen. Die Alte trat

ein, sah sich ängstlich um, fragte ob niemand sie behorchen könne, ergriff darauf Malwinens Hand und verlangte von ihr einen heiligen Schwur, sie nicht zu verrathen. Malwinen durchzuckten entsetzliche Ahnungen und mit immer wachsender Angst hörte sie die Alte sagen: „Gutes Fräulein, nehmen Sie nicht mehr von den Arzneien meiner Gräfin! Glauben Sie mir, sie meint's nicht gut mit Ihnen. Sie — aber verrathen Sie mich ja nicht, wenn sie's wüßte, daß ich's Ihnen sagte, ich wäre verloren." —

„Ich weiß alles", unterbrach sie Malwine.

„Nichts wissen Sie, bestes Fräulein, keine Ahnung scheinen Sie zu haben von dem, was sie mit Ihnen vorhat. Ach! liebstes Fräulein, trinken Sie kein Frühstück mehr, und die Blumen, welche die gnädige Frau in Ihr Zimmer setzt, werfen Sie sie fort!" —

„Wär' es möglich!" sagte Malwine schaudernd.

„Ach!" jammerte die Alte, „ich weiß es nicht, ich will's nicht behaupten, aber die gnädige Frau ist eine boshafte Dame! Hab' ich's doch mit angesehen, wie der Graf Stanislaus, der selige gnädige Herr, so

langsam hat hinsterben müssen, weil er's nicht leiden wollte, daß das junge Volk um sie herum war, und sie einsperrte, und sie kurz hielt. Da ward sie auf einmal so demüthig wie ein Lämmchen, und schmeichelte und liebkoste ihm; und dabei verzehrte er sich und welkte hin, gerade wie Sie, mein bestes Fräulein! Und als er todt war, da war sie ganz von sich vor Schmerz, und weinte so viel, daß die Verwandten des seligen Herrn genug zu thun hatten, sie zu trösten. Das hat sie mit Ihnen auch vor, liebstes Fräulein! kein Mensch soll's merken, aber ich merke es doch, und mich jammert Ihre Jugend und Ihr gutes Herz." —

„Gott", rief Malwine, „du wußtest es schon lange, du warntest mich nicht, du bliebest in diesem Hause des Mordes!" —

„Ach!" entgegnete die Alte weinend, „wen einmal der Teufel in der Schlinge hat, den läßt er nimmermehr wieder los! Wer soll mich aufnehmen in meinen alten Tagen? wer mir Brot geben?" —

„Unglückliche", erwiderte Malwine erschüttert, „fliehe mit mir, rette deine Seele, ich gehe nach Warschau,

noch habe ich Kraft genug, das Rechte zu thun. Ich verklage dies Ungeheuer, du bist mir Zeugin vor Gericht!“ —

„Nimmermehr“, unterbrach sie Katharina in höchster Angst; „was haben Sie mir versprochen? — Verlassen Sie sich darauf, ich leugne alles. Bewahre mich Gott davor, meine Herrschaft zu verrathen!“ —

„Wie du willst“, erwiderte Malwine verächtlich, „du hast mein Wort. Ich bitte dich, verlaß mich jetzt, ich will überlegen, was zu thun sei!“ —

Katharina ging, nachdem sie noch einmal dringend gebeten, sie nicht unglücklich zu machen.

Malwine verlebte in Körper- und Seelenschmerzen eine entsetzliche Nacht. Sie erinnerte sich verschiedener Vorfälle aus der französischen Geschichte, die dem Verdachte der Alten Wahrscheinlichkeit gaben: des furchtbaren Aqua-Tofana, das so lange unmerklich Unglückliche hingeopfert, und jenes Blumenstraußes, an dessen Geruch der Herzog von Guise starb. Sie entsann sich ferner einmal gehört zu haben, wie durch die Arglist der Jesuiten vermittels vier Wachslichter, welche man täglich in das Cabinet Kaiser Leopold's I.

gesetzt, die Atmosphäre desselben vergiftet worden sei, und wie der Monarch langsam aber sicher dahingewelkt. Alle diese Bilder traten ihr mit Schreckensgewalt vor die Seele und füllten sie mit Angst und Grausen.

Den andern Morgen bat sie ihre Wirthin, die sie mit einer Freundlichkeit empfing, deren Falschheit sie jetzt, ach! zu spät erkannte, mit mühsamer Fassung um ihren Wagen, indem sie erklärte, da der Arzt abermals nicht zu kommen scheine, sei sie entschlossen ihn selbst aufzusuchen. Sie fordere die Gefälligkeit von ihr als einen Beweis der Freundschaft, die sie ihr so oft versichert. „Meine Freundin", antwortete ihr die Gräfin mit der süßesten Stimme, „können Sie mir zumuthen, Sie so krank wie Sie sind, reisen zu lassen?" Allein Malwine sah die Frau mit einem Blick an, den die Elende nicht zu ertragen vermochte. Bald aber entgegnete sie ihn mit einem flammenden Blitze der Augen, und der Unglücklichen schien es indem, als ob das zehrende Feuer, das in ihren Adern brannte, aus diesen entsetzlichen Augen flösse. Im Gefühl ihrer Wehrlosigkeit sagte sie, indem sie die ihrigen niederschlug, die Gräfin habe recht; eine Reise

könne ihr lebensgefährlich werden, besser sei es, sich noch einige Tage zu schonen. Jene faßte sich gleich wieder, lobte sie, und versprach ihr, wenn der Arzt morgen nicht käme, selbst mit ihr nach Warschau zu fahren. Malwine nahm sich den Tag über soviel als möglich zusammen und gebrauchte nur die Vorsicht, blos von den Speisen zu essen, die von Franziska oder ihrer Mutter berührt wurden.

Abends klagte sie über Müdigkeit, beurlaubte sich zeitig und hatte kaum ihr Schlafzimmer betreten, als sie eilte ihren Koffer zu packen, außerdem ein kleines Bündel schnürte, sich mit Geld versah und, in einen wärmenden Mantel gehüllt, sich zur Flucht bereit hielt. Als sie alles in Schlaf versunken wußte, schlich sie sich aus ihrem Zimmer, schob leise den Riegel der Gartenthür zurück, eilte durch den nur von Hecken umzäunten Park und befand sich mitten in der scharfen Winternacht, verlassen, hülflos, des Weges unkundig, auf der Heerstraße. Die Verzweiflung gab ihr Muth und Scharfsicht. Gegen Morgen erreichte sie ein Städtchen, durch welches die Poststraße führte. Hier nahm sie, nachdem sie sich, von dem Nachtweg erschöpft

und gebrochen polnisch sprechend, mühsam verständigt, Extrapost bis nach Warschau. Sie verließ den Wagen beinahe gar nicht; zwar fühlte sie sich unbeschreiblich beklemmt in der engen Kutsche, aber noch mehr ängstigten sie die verwunderten und argwöhnischen Blicke der Postmeister und ihrer Leute! Sie beschloß, sich dem Doctor Archibald anzuvertrauen, dessen große Einsicht und liebenswürdige Menschlichkeit vielfach gerühmt ward. Je mehr sie sich ihrem Ziele näherte, je mehr stieg ihre Hoffnung und ihr Muth. „Nein", sagte sie, „ich werde noch nicht sterben!" Was ist doch das menschliche Herz! wie geneigt das gebrechliche Gut: irdisches Leben, zu überschätzen!

Gewiß, es war echt menschlich, daß die arme Malwine so ängstlich bemüht war, ihr elendes Dasein zu fristen; um alles betrogen, was es ziert und schmückt, um Gesundheit, um die Kraft ihrer Jugend, um den Reiz ihrer blühenden Gestalt, um den heiligen Glauben an Freundschaft, ach! und vielleicht auch um ihr Herz betrogen!

Es war Abend, als sie in Warschau anlangte; hier ließ sie sich vor das Haus des Doctor Archibald

führen, dessen Lage sie glücklicherweise anzugeben wußte. Die bestimmte Vorstellung, durch seinen ausgebreiteten Ruf begründet, in ihm einen ehrwürdigen Greis zu finden, hatte ihr den Muth gegeben, sich an ihn zu wenden; mit welcher Bestürzung stand sie daher nun vor der angenehmen Gestalt eines blühenden Mannes von kaum 30 Jahren. Als er sie mit mildem Tone nach ihrem Begehren fragte, wußte sie ihm nichts zu sagen: der Muth entfiel ihr, geschwächt von der Reise, erschöpft, fing sie an heftig zu zittern, und als der junge Mann zusprang, sank sie leblos in seine Arme. Nach mehrern Stunden erwachend, fand sie sich auf einem zierlichen Ruhebette liegen; ihr zur Seite stand ein liebliches, junges Geschöpf, das mit freundlicher Sorgfalt um sie beschäftigt schien, und, als sie die Augen aufschlug, freudig rief: „Sie lebt, Bruder! sie ist erwacht!“ Sogleich trat Archibald herzu; er bat sie, sich ruhig zu verhalten, und duldete nicht, daß sie aufstand. Malwine sah schnell ein, daß sie sprechen müsse, daß gänzliches Vertrauen hier nothwendig sei. Gerührt durch die liebende Pflege löste sich die entsetzliche Bitterkeit, die seit einigen Tagen ihr unglück-

liches, verrathenes Herz eingenommen, in einen wohlthätigen Thränenstrom auf. Hatte sich auch durch den unerhörten Betrug ein ihm fremdes Mistrauen hineingeschlichen, das redliche Auge des Mannes, die hohe Seele, die in jedem seiner Züge sich spiegelte, der anschuldsvolle Blick des jungen Mädchens — nein! alles dies konnte nicht lügen. Sie entdeckte dem Doctor ihre Gefahr, theilte ihm in kurzen Worten das Nöthige mit und fragte ihn auf sein Gewissen, ob er sie zu retten hoffe. Er hörte sie mit immer steigendem Zorn an, drang in sie, die Elende der strafenden Gerechtigkeit zu übergeben, ja machte es ihr zur Pflicht, und erbot sich, ihre Sache zu führen. Vergeblich sagte sie ihm, sie wolle ein Wesen, das sie einmal geliebt, nicht unglücklich machen; er stand erst ab, als sie ihres Schwures gegen die alte Katharine gedachte. Er versprach ihr, indem er ihre Hand ergriff und sie sanft drückte, mit Gottes Hülfe sie wieder herzustellen, machte es ihr aber zur Bedingung, bei seiner Schwester zu wohnen, um ganz seiner Pflege überlassen zu sein, und dies liebenswürdige Mädchen drang mit so herzlichen Bitten in sie, daß sie nicht zu

widerstehen vermochte. Sie schickte den folgenden Tag einen Boten nach Sastawna, ihren Koffer zu holen, und schrieb der Gräfin Josephine: „Ihre Grausamkeit, Frau Gräfin, hat mich zu einem Schritte gezwungen, den ich ungern und nur that, weil er der einzige war, der mir zu meiner Rettung übrigblieb. Gott verzeihe Ihnen den entsetzlichen Verrath an Menschlichkeit und Freundschaft, und lasse wenigstens Franziska nicht für den Frevel ihrer Mutter büßen! Ich will mich bemühen, Ihnen vergeben zu können, daß Sie mehr als mein Leben, daß Sie meine Seele unheilbar verletzten!"

Kurz darauf hörte sie, die Gräfin habe Sastawna schleunig verlassen und sich über die österreichische Grenze begeben.

Nach einigen Tagen schrieb sie mit widerstrebendem Herzen an den Grafen Arthur. Sie stand lange an, es zu thun, denn der Gedanke, daß auch seine Mutter Theil an jener Frevelthat haben könne, machte ihr jede Annäherung doppelt schwer. Indessen bewog sie endlich die Furcht dazu, daß er ihre Flucht durch ein Gerücht, und zwar ohne ihre Motive, hören könnte.

Ein Monat verging, ohne daß sie ein Wort von ihm vernahm, ein Monat voll, trotz der sorgsamsten und weisesten Pflege, immer wiederkehrender Schmerzen, ach! und dennoch ein Monat einer unendlichen Seligkeit. Denn aus Archibald's geistreichem Umgang, aus seinen milden, belehrenden und ehrfurchtsvollen Worten, aus der Bewunderung seines rastlosen menschenfreundlichen Wirkens, aus seiner Liebe sproßte ihr die Blüte eines nie empfundenen Glücks. Lange wollte sie sich es nicht gestehen: Freundschaft nannte sie es, wenn er ihre Hand ergriff, sie drückte und plötzlich fahren ließ; Mitleiden, wenn sein Auge lange mit unendlicher Wehmuth auf ihr ruhte; Dankbarkeit war es ihr, daß seine liebevollen Züge ihr im Traume erschienen, daß sie, wenn sein edles Geschäft ihn auswärts führte, stundenlang am Fenster stehend die Straße hinaufsah, die ihn wieder zu ihr brachte; Dankbarkeit, daß ein glühendes Roth ihre Wangen überzog, wenn sie unerwartet seine Stimme hörte.

Aber wie sollte sie sich den namenlosen Schmerz erklären, der sie oft in einsamen Stunden ergriff, der sie zu lauten Seufzern, zum Händeringen, zu heißen

Thränengüssen zwang? Sie überredete sich, es sei einzig des Bräutigams Schweigen, das sie ängstige; es sei allein die verlorene Kraft ihrer Jugend, die sie beweine. Endlich aber bildete sich der Entschluß in ihr aus, nie den Grafen, noch irgendeinen Mann an ihre zerrüttete Gestalt zu fesseln, allein — arme, arme Malwine! hebt neben diesem Entschlusse nicht die Hoffnung ihre Stirn empor und flüstert dir zu: „Er hat dich vergessen, so bist du frei!“ —

In solche Gedanken vertieft, saß sie einst an Archibald's Seite, der vielleicht sich schon kühnern Hoffnungen zu überlassen wagte, als sie plötzlich die Stimme Arthur's vor der Thür vernahm und, ehe sie sich besinnen konnte, ihn zu ihren Füßen liegen sah. Betäubt von der unerwarteten Erscheinung, gab ihr kaum des Freundes Erbleichen Kraft, sich seinen stürmischen Liebkosungen zu entziehen. Sie erfuhr, daß er, auf einer Reise begriffen, ihren Brief erst vor einigen Tagen erhalten; daß er nach Sastawna geeilt, die Abscheuliche zu züchtigen, und hörte ihn schwören, daß der Arm der Rache auch die Flüchtige erreichen solle. Seine ganze Familie, versicherte er ihr, sei empört

über die Unthat, und seine Mutter williger als je, sie als Tochter aufzunehmen. Er flehte sie an, ihn nicht das Unglück entgelten zu lassen, in welches seine unselige Liebe sie verwickelt, sprach ihr von seiner Sehnsucht, seinem Entzücken sie wiederzusehen, und als Malwina Archibald nannte als denjenigen, der sie einem sichern Tode entrissen, warf er sich ungestüm an seine Brust und dankte ihm in den feurigsten Worten. Der Freund drückte ihn sanft an sich, sagte mit einer Stimme, die ein bewegtes Herz verrieth: „Sie ist die Ihrige, machen Sie sie glücklich!“ und verließ mit raschen Schritten das Zimmer.

Mit Arthur allein, fand Malwine endlich den Muth, ihm ihren Vorsatz zu eröffnen. Sie sagte ihm, sie halte es weder für recht gethan, seine jugendliche Kraft an ihre verwelkte Gestalt zu ketten, noch für klug, sich in neue Gefahren zu begeben. Sie erkenne diesen abermaligen Fingerzeig der Vorsehung, die nicht müde werde, sie vor einer Verbindung zu warnen, die sie beide unglücklich machen werde; es wäre Vermessenheit, ihrem so deutlich offenbarten Willen trotzen zu wollen. Arthur, der sie schwer beleidigt

wußte, der sie ihn liebend wähnte, beschwor sie, nicht dem Schicksal aufzubürden, was Thorheit und Laster der Menschen verbrochen; er hielt für Zorn, was sie Billigkeit nannte, er betheuerte ihr, daß seine Liebe, daß die Freundlichkeit seines ganzen Hauses ihr die Mishandlung jener Schändlichen vergüten solle, er mahnte sie an ihr gegebenes Wort, und die Unglückselige, die meinte, dieselbe Liebe spreche aus ihm, die er ihr so oft gezeigt, die sich durch tausend Bande an ihn gefesselt sah, die sich scheute, den Unschuldigen um des Verbrechens jener willen zu strafen, gab ihm von neuem ihr Wort, gab es ihm mit tief verwundetem Herzen. Ach! und hätte sie gewußt, daß sein Ungestüm nicht mehr ein Kind seiner Liebe, daß er die Frucht seiner Großmuth war, seines Mitleids, daß die Sicherheit ihres Besitzes, das drückende Gefühl ihrer Superiorität nach und nach die rasch auflodernde Flamme seiner Leidenschaft erstickt; daß eine andere blühende Schöne, ein Mädchen, welches die Natur selbst für ihn geschaffen zu haben schien, ihn an sich gezogen; daß er, sie auf dem Gute ihrer Aeltern besuchend, bereit war, sich dem mächtigen Zuge seines

Herzens zu überlassen, als der ihm nachgesendete Brief, der ihm die Schandthat entdeckte, sein Gewissen aus dem Schlummer weckte! Ach! hätte sie gewußt, wie ihre bleichen Wangen, ihre verblühte Gestalt, ihre aus dunkeln Schatten leuchtenden Augen ihn erschreckten, und wie seine Großmuth ihn antrieb, immer dringender zu werden, je klarer er es sich bewußt ward, er liebe sie nicht mehr!

Ach, hätte die Unglückliche es gewußt; aber sie ahnte nichts, und so betrogen beide einander aus einem strengen Tugendgefühl. So übersprangen sie die Kluft, die Natur, Schicksal, Meinung, Gesinnung, ja selbst Empfindungen zwischen ihnen gegraben.

Malwine riß sich mit blutendem Herzen los von Warschau und sagte Archibald das letzte Lebewohl. Sie ward Arthur's Gattin; er führte sie zu seiner Mutter, in den Kreis seiner Verwandten. Man empfing sie mit höflichem Mitleid. Hämische Eingebungen sagten ihr bald, was ihr den Gemahl zugeführt; nicht sein Betragen. Er war freundlich und zärtlich gegen sie; als sie aber, beleidigt, sich aus der vornehmen Welt, in die er sie geführt, zurückzog, dem Hochmuth

der Geburt den Stolz des Geistes entgegensetzte, einen Kreis von Gelehrten um sich versammelte und darin einen schwachen Ersatz für das Glück des betrogenen Herzens suchte, fing der Graf bald an in ihrer Nähe sich unwohl zu fühlen: er spielte, wettete, jagte. So entfremdeten die Herzen einander immer mehr, Malwinens Gesundheit war zerrüttet, sie kränkelte fort und fort. Die Mutterfreuden blieben ihr versagt. Mit Schmerz sah der Graf sein altes Geschlecht verlöschen, und als er nach mehrern Jahren seine Geliebte, als eine blühende Hausmutter, im Kreise liebenswürdiger Kinder wiederfand, klagte er laut das Schicksal an. Der Ungerechte! den kein Schicksal irregeleitet! der sich selbst eigenmächtig seine Bahn gebrochen und ein anderes theures Wesen mit in den Untergang gezogen!

Malwine klagte nicht. Sie rühmte ihren Gatten, sie pries die Behaglichkeit ihrer Lage, ihre Unabhängigkeit, ihre Mittel, sich das Leben zu verschönen; aber in schlaflosen Nächten stieg das Bild des fernen Freundes vor ihr auf. Sie empfand es tief und innig, daß er der Mann sei, der einst ihre Jugendträume verherrlicht, daß aus dem Einklang ihrer Gefühle, aus

seinem sanften, männlichen Sinne, aus seiner überlegenen Geisteskraft ihr ein eheliches Glück erblüht sein würde, wie sie es sich in frühern Jahren ersehnt, empfand es schmerzlich, daß Mitleid und geschmeichelte Eitelkeit nicht die wahre Liebe, daß nur Achtung und Bewunderung sie erzeugen. Dann barg sie sich weinend in ihre Kissen und wie eine Last legte sich das Bewußtsein auf ihre Brust, daß sie die Stelle nicht gefunden, auf welche die Vorsehung sie gewiesen, daß sie ihre Bestimmung verfehlt.

Menſchliche Schwäche.

1822.

„Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie! — Hat dich niemand verdammt, so verdamme auch ich dich nicht: gehe hin, und sündige hinfort nicht mehr!" — Evang. Joh. Kap. 8, V. 7 und 11.

Im Jahre 1678, als noch innere Kriege das Königreich Ungarn zerrissen, verheirathete sich zu Preßburg ein reicher Edelmann, Namens Andreas Oprah, nachdem er bereits sein fünfundsechzigstes Jahr zurückgelegt, mit einem blühendschönen siebzehnjährigen Mädchen, das der Aeltern Noth und Geiz ihm in die Arme lieferte. Am Hochzeitstage trat das arme, bleiche Kind, während der alte Bräutigam in der Mitte seiner Zechbrüder saß, einen einzigen unbewachten Augenblick mit schwerem Herzen an das Fenster. Ihre thränenvollen Augen starrten auf die Straße hinab, wo lauter

Glücklichere sich hin- und herbewegten. Da ritt eben der junge Ferdinand Szentirany, in der glänzenden Uniform seines Regiments, vorüber, und blickte so klagend und zärtlich hinauf, daß gewiß nur ein schwer beleidigtes Herz sich mit der tödlich kalten Verachtung von ihm zu wenden vermochte, wie jetzt die geschmückte Braut es that. Vorher aber schleuderten ihre Augen durch die Thränen einen Blitzstrahl des Zorns auf den schönen Reiter hinunter. Bis zum gestrigen Abend hatte die arme Maria gehofft, er werde sie retten; er, der ihr so oft mit tausend Eiden zugeschworen, nimmer von ihr zu lassen. Nun war alles aus. Jetzt wußte sie es, er hatte sie nie geliebt. Er war ein zaghafter eigensüchtiger Mann. Die Zeit hatte er tödten wollen mit verliebten Tändeleien, aber keinen muthigen Schritt wagte er um ihren Besitz. Sie glaubte ihn tief zu verachten, und es gewährte ihr eine gewisse Genugthuung, es ihm wenigstens durch einen Blick gezeigt zu haben.

Den Tag nach der Hochzeit verbrannte sie mit bebender Hand alle die italienischen Liebesbriefchen, die sie, meist in anmuthiger Sonettenform, von dem Verräther

erhalten, vernichtete mit heißen Thränenströmen den Rosenkranz, durch den er ihr zuerst seine Leidenschaft gestanden, freilich nachdem seine Augen schon tausendmal eine kühnere und beredtere Sprache geführt. Eine kunstvolle Hand hatte in die einzelnen Perlen des Kranzes mit zierlich eingegrabener Schrift die einzelnen Worte der zärtlichsten Liebeserklärung vertheilt.

Als sie, verwirrt durch die Blicke des ihr zur Seite Knienden, einst in der Messe ihren Rosenkranz fallen ließ, schien er gewandt und hülfreich ihn vom Boden heben zu wollen, aber sie erkannte sogleich den, welchen er ihr reichte, nicht für den ihren, bemerkte auch von der Seite, daß er den aufgehobenen an die Lippen drückte. Zu Hause, in ihrem einsamen Kämmerchen, suchte sie anfänglich vergebens die Verse zu entziffern; die Sprache war ihr fremd, aber bald half ihr Herz und das Latein, welches sie den Vater mit den Freunden von Jugend auf sprechen gehört hatte, ihr zum Verständniß. Nach und nach machte die Liebe sie mit einer Sprache vertraut, die damals, besonders in jenen Gegenden, beinahe die einzige der Eleganz und der Poesie war, und sie brachte es in kurzem so weit, alle

zärtlichen Zuschriften Ferdinand's, mochten sie in Versen oder in Prosa sein, zu verstehen; ja sie unternahm es wol gar, sie ebenfalls italienisch, aber blos in einigen einfachen, herzlichen Worten zu erwidern. All diese Briefe, diese Andenken, all die Entwürfe zu ihren Antworten, vernichtete sie jetzt mit Entschlossenheit, und wenn sich ihre Hand einigemal unwillkürlich mit diesem oder jenem süßen Pfand an ihre Lippen bewegte, fuhr sie gleich darauf erschrocken zurück, und schleuderte es in das Feuer.

Oft dachte sie sich während der ersten Monate ihrer Ehe, was sie ihm alles Bitteres und Strafendes sagen wollte, wenn einmal ein Zufall sie mit ihm zusammenführe. Allein sie sah ihn seit ihrem Hochzeitstage nicht wieder. Er verließ Preßburg, um im Gefolge seines Oheims, eines mächtigen Magnaten, an dem Kaiserhofe eine glänzende Bahn zu betreten. Bald darauf bezog sie auch selbst mit ihrem Gemahl die Güter desselben auf der mährischen Grenze. Als die Türken und Graf Theokoli's*) Truppen jene Gegend überzogen, suchte

*) Sprich Tököli.

das Ehepaar bald in dieser, bald in jener Feste Schutz vor dem Feinde, ohne jedoch seinem Andrange ausweichen zu können. Aber wo sie auch war, überall verlebte die arme Maria an der Seite eines mürrischen, kränkelnden Greises trübselige Tage. Von der Natur auf das liebreichste ausgestattet, zu tausend Ansprüchen an das Leben berechtigt, war doch ihr Herz zu gut und liebebedürftig, um in der tiefen Einsamkeit, zu welcher die Eifersucht ihres Gatten sie verdammte, in der Einen Hoffnung Trost zu finden, einst, und vielleicht bald, im Besitz ansehnlicher Reichthümer zu sein und ihrer frei genießen zu können. An Unterwürfigkeit gewöhnt, sanftmüthig von Natur, lernte sie sich nach und nach in die finstern Launen des Alten schicken, gewann ihn lieb und verpflegte ihn sorgsam.

Es war überdem eine Zeit, in welcher eine junge schöne Frau es wol für ein Glück ansehen konnte, den Schutz eines durch Alter und Rang achtbaren Mannes zu genießen. Heftige Kriegsstürme bewegten das Land und schienen alle Schranken niedergerissen zu haben, die Gesetz und Sitte wohlthätig aufgebaut hatten. Schon seit anderthalb hundert Jahren herrschte das Haus

Oesterreich in Ungarn, aber noch war es ihm nicht gelungen, sich die Herzen zu gewinnen. Stets glaubte die Nation, das heißt der Adel und die Geistlichkeit, gegen die Regierung im Wehrstande sein zu müssen, und selbst als die immer mehr um sich greifende neue Religionssekte den Klerus und das Erzhaus zu einer Art Vereinigung brachte, hörte weder dieses auf, den allzu begünstigten beeinträchtigen zu wollen, noch jener, die verjährten Rechte ängstlich zu bewachen. So auch fand die Regierung den Adel nur dann willig und mit ihr Eines Sinnes, wenn es galt, der gemeinsamen Noth zu wehren, welche die Ungläubigen immer wieder von neuem über das Land brachten. Bei allen Versuchen aber, gegen die Verfassung gerichtet, hatte sie es mit offenem Trotz oder versteckter Widersetzlichkeit zu thun. Schon Ferdinand's I. Lieblingswunsch war es, das freie Wahlreich den Staaten seines Hauses einzuverleiben; ja, er erklärte es sogar ohne weiteres geradezu für ein Erbreich; allein sein Kampf mit den Zapolyas und den Türken nahm seine Kräfte zu sehr in Anspruch, und machte ihm die Anhänglichkeit der Nation zu kostbar, als daß er hätte andere als unbedeutende Schritte

zu diesem Ziele hin thun können. Er begnügte sich demnach, seinen Sohn Maximilian noch bei seinem Leben zu seinem Nachfolger erwählt zu sehen. Ebenso bewirkte dieser die Wahl seines Sohnes Rudolf, unter dessen langer Regierung das unglückliche Reich zu gleicher Zeit der Schauplatz des entsetzlichsten Doppelkriegs zwischen Türken und Ungarn, kaiserlichen Söldnern und Protestanten war, und des geheimeren Kampfes zwischen Herrscher und Nation um die Rechte der letztern. Noch heimlicher suchte Kaiser Matthias die Wahlfreiheit des Reichs zu untergraben. Ja, es sieht fast wie eine leere Beschuldigung aus, wenn einige behaupten, er, der doch jeden Punkt der Verfassung äußerlich ehrte, habe, mit Arglist in Siebenbürgen den Samen der Zwietracht ausstreuend und dann als Vermittler auftretend, sich dort festsetzen wollen, um, in Besitz Oesterreichs und Siebenbürgens, Ungarn ganz in seiner Gewalt zu haben. Den beiden Ferdinanden ließ der Glaubenskrieg in Deutschland und der, welcher sich durch die Fürsten Bethlen und Rakoczy über ganz Ungarn zog, nicht Zeit, ernsthafte Schritte zur Verwirklichung der Lieblingsideen des Erzhauses, in Ungarn

erblich zu herrschen, zu thun. Die Streitigkeiten der beiden Kaiser mit den Unterthanen galten fast einzig der protestantischen Religion, deren Beschützer die siebenbürgischen Fürsten waren. So gelang es auch Ferdinand III. nacheinander seine beiden Söhne Ferdinand IV. und Leopold zu apostolischen Königen krönen zu lassen. Die heftigsten Angriffe gegen die ungarische Reichsverfassung fallen unter Leopold's lange Regierung. So auch die einfach-traurige Erzählung, die wir dem geneigten Leser hier mitzutheilen in Begriff sind. Es ist eine abgerissene Scene, die vielleicht nur in Bezug auf die große Tragödie einiges Interesse hat, in welcher die ungarische Freiheit so blutig unterging. Weit entfernt indessen, hier Geschichte und Novelle verschmelzen zu wollen, was einzig der Meisterhand eines Walter Scott, oder wie der große Unbekannte sonst heißt, vergönnt sein mag, machen wir es uns zur Pflicht, von allem Geschichtlichen nur das zu berühren, was zum Verständniß dieser einzelnen Begebenheit nothwendig ist.

Der Kaiser hatte unter mehreren Vorwänden deutsche Truppen in das Land geschickt, und dadurch eine der wichtigsten Bedingungen übertreten, unter

welchen die Stände ihm die Krone übergeben hatten. Nur mit ihrer Bewilligung sollten fremde Soldaten in das Land kommen, sie sollten dem Palatin untergeordnet sein; aber jetzt war es der berühmte Montecuculi, der an ihrer Spitze stand, und bald war ein großer Theil der festen Plätze von deutschen Garnisonen besetzt. Die Reichstage von Kaschau und Preßburg hatten keine Frucht als gesteigerte Erbitterung, und man ging auseinander, ohne sich über die Hauptpunkte vereinigt zu haben. Der ausbrechende Türkenkrieg schien für das erste den innern Spaltungen ein Ende gemacht zu haben, und als die Kaiserlichen im Jahre 1664 die merkwürdige Schlacht bei St.-Gotthardt gewonnen, in welcher fast das ganze osmanische Heer zu Grunde ging, war die Nation von der Hoffnung belebt, jetzt endlich einmal durch einen günstigen Frieden oder einen fortgesetzten Kampf den Erbfeind aus dem Lande vertrieben zu sehen, von dem er seit so lange schon einen der schönsten Theile innehatte. Aber wie groß war Bestürzung und Zorn, als sechs Wochen nach der Schlacht bei St.-Gotthardt zwischen Kaiser und Großherrn ein Frieden geschlossen ward, bei welchem jener

einzig und allein die Privatvortheile seines Hauses berücksichtigt zu haben schien, worin des Königreichs kaum gedacht war und der einige der wichtigsten Plätze in den Händen der Türken ließ. Die Ungarn, welche, ganz der Verfassung zuwider, von diesem Vertrage erst erfuhren, als er bereits abgeschlossen, betrachteten ihn als eine der größten Beleidigungen, welche sie noch erlitten hatten. Auch war er von den traurigsten Folgen für sie. Die Paschas von Neuhäusel und Ofen forderten durch das ganze Land bis an die mährische Grenze den gewohnten Tribut. Der wiener Hof verbot ihn zu zahlen, ohne die Unterthanen mit dem Mittel zu versehen, der Macht zu widerstehen, die nur zwischen pünktlichem Gehorsam und grausamem Tod die Wahl ließ. Man verlangte vom wiener Hofe die Erlaubniß, Gesandte nach Konstantinopel zu schicken, um vermittels friedlicher Unterhandlungen ein anderes Verhältniß zu erzwingen, und die Verweigerung dieser Erlaubniß erbitterte die Ungarn in einem solchen Grade, daß auch sie sich berechtigt glaubten, alle Schranken zu überschreiten. Sie meinten in dem unthätigen Verhalten der Regierung die Absicht zu erkennen, sowol die Kraft

des Feindes zum Angriff, als die der Unterthanen zum Widerstand gegen Beeinträchtigung ihrer Rechte, sich nach und nach aufreiben zu sehen. Die Großen warben vor wie nach Truppen, setzten ihre festen Schlösser in Vertheidigungsstand und eine heftige Bewegung der Gemüther zeigte sich überall. Es ist wahr, daß die Aufführung der Osmanen genug zu diesen kriegerischen Rüstungen aufzufordern schien. Die Gefechte zwischen Ungarn und Türken nahmen kein Ende, während die kaiserlichen Soldaten gesichert und ruhig in ihren Festungen lagen. Ja, es klingt fast ebenso märchen- als grausenhaft, wenn ungarische Geschichtschreiber berichten, daß während dieses blutigen Friedens, dem 1683 der förmlich ausbrechende Krieg ein Ende machte, allein an den Grenzen von Veszprim und Papa, von beiden Seiten sechzigtausend der Gefallenen gezählt wurden. Dessenungeachtet deutete der wiener Hof diese Rüstungen auf das übelste und ahnte wol nicht mit Unrecht einen kriegerischen Ausbruch des unbesonnen erweckten Hasses. Als demnach die Stände auf den zusammenberufenen Reichstagen zu Preßburg und Neusohl sich endlich förmlich weigerten, sowol die im Lande

müßig liegenden kaiserlichen Truppen mit Lebensunterhalt zu versehen, als ihnen neue Festungen zu erbauen, sah der Hof in dieser Widersetzlichkeit Verrath und Empörung. Zu eben dieser Zeit entdeckte man eine große Verschwörung, deren Mitglieder meist aus den bedrückten und misvergnügten Protestanten bestanden zu haben scheinen, als deren Häupter aber sich die vornehmsten Edelleute des Reichs auswiesen. Nadasdi, Frangipani, Zrini und Tattenbach wurden nacheinander in Wien, Neustadt und Gratz hingerichtet, ohne daß die Stände es erlangen konnten, sie der Verfassung gemäß vor ihr Tribunal gestellt zu sehen. Ihre Güter wurden eingezogen, ja zum Theil ihre Namen vernichtet. Andere Häupter, Rakoczy und Ostroficz, erhielten Gnade. Aber nöthiger als je schien es, die festen Plätze des Königreichs durch deutsche Garnisonen zu sichern. Einem der Großen nach dem andern sank der Muth zum längern Widerstande; der alte Graf Stephan Theokeoli allein weigerte sich entschieden, sein Schloß zu übergeben und erklärte frei, er habe nie an eine Untreue gegen die Krone oder Se. apostolische Majestät gedacht; man dürfe ihn nicht angreifen, und thäte man

es, so würde er mit den gerechtesten Waffen in den Händen fallen. Er starb auch, während der General Heister die Feste belagerte, die sich bald nachher ergab. Kurz vor seinem Tode aber hatte er noch die Flucht seines Sohnes Emmerich, in Bauernkleider verhüllt, mitten in der Nacht, bewerkstelligt, welcher sich mit einigen ihn begleitenden Edelleuten nach Polen und dann nach dem Hofe des Prinzen Apafi begab. Mehrere noch folgten ihm, und die Walachei, die Moldau, wie Siebenbürgen waren mit vornehmen ungarischen Flüchtlingen überschwemmt.

Durch die Verschwörung aber und diese Schritte sah sich der Kaiser veranlaßt, Ungarn als ein rebellisches, erobertes Land zu betrachten und zu behandeln. Strafen und Androhung noch größerer erschreckten die Nation und machten sie für eine kurze Zeit williger. Während dessen aber war die Zahl der kriegerisch Gerüsteten unter den Malcontenten immer größer geworden, und der junge Graf Theokeoli hatte sich an ihre Spitze gestellt. Er fiel in Ungarn ein, und obwol immer wieder von den Kaiserlichen zurückgetrieben und von keinem Beistand einer fremden Macht, als dem des

Fürsten von Siebenbürgen begünstigt, wuchs die Anzahl seiner Anhänger doch täglich. Vergeblich wendete der wiener Hof seine ganze Strenge an, diesen neuen Aufstand zu unterdrücken; beinahe fünf Jahre spann sich ein unentscheidender, aber nicht unblutiger Krieg fort, bis ein beträchtlicher Schwarm aus Polen entlassener Truppen, unter Anführung des Marquis von Bohan, Theokeoli's Macht bis zu dem Grade verstärkte, die Kaiserlichen ganz aus dem Felde schlagen zu können. Immer tiefer drangen die Empörer in das Land, und machten, bis an die Vorstädte von Wien hinstreifend, den Hof sehr bedenklich. In solcher Stimmung ließ dieser nichts unversucht, die Misvergnügten untereinander zu entzweien und Theokeoli persönlich zu gewinnen. Die Liebe, welche der junge Graf für Helene Zrini, die Witwe Franz Rakoczy's, im Herzen hegte, kam den friedlichen Vorschlägen zu Hülfe. Denn nur mit Bewilligung des Hofes konnte er die schöne Freundin zu besitzen hoffen. Von der andern Seite schien wieder die Pforte kräftigern Beistand bieten zu wollen, und wenn sie anfänglich dem Grafen nur unautorisirte Hülfsvölker bewilligt hatte, sich jetzt zum offenen Krieg

gegen Oesterreich zu rüsten. So war er unentschlossen, und die Meinungen seiner Rathgeber und Freunde waren getheilter als je.

Zu den wärmsten und thätigsten Anhängern des Grafen gehörten damals die Gebrüder Barone Barcoczy, von denen der Jüngste, Emmerich, einen nahen und traurigen Antheil an unserer Erzählung nimmt. Ihre Vorfahren hatten für die neue Lehre gefochten, und ihr Vater, der alte Stephan Barcoczy, hatte noch bei Lebzeiten Ferdinand's III. seine Anhänglichkeit an dieselbe, die ihn zu lautem Murren gegen die drückenden Maßregeln der Machthaber hinriß, auf dem Schaffot gebüßt. Der älteste der Söhne, mit dem Vater gleichen Namens, war damals schon ein halberwachsener Jüngling; der jüngste noch in der Wiege. Sieben dazwischenstehende Brüder raffte nach und nach die Pest und jener verderbliche Krieg hinweg, zu dem, während des Friedens des Kaisers, die Türken die Nation zwangen. Als der junge Graf Theokeoli aus dem belagerten Schlosse seines Vaters floh, waren Stephan und Emmerich noch allein übrig; Stephan's glühende Brust, von Racheluft dürstend, voll des leidenschaftlichsten

Hasses gegen das Erzhaus; Emmerich, ein Knabe von funfzehn Jahren, aber kräftig und kühn. Die Brüder, verschiedenen Temperaments, entgegengesetzten Charakters, stimmten nur in treuer Liebe für einander und im gemeinschaftlichen Haß gegen die Regierung zusammen. Aber auch dieser Haß war nicht gleicher Art. Beider Abscheu zwar galt den Feinden ihres Hauses, den Mördern ihres Vaters, aber während Stephan zunächst die verletzten Rechte des Adels, die mannichfachen Uebertretungen der Grundgesetze des Reiches im Auge hatte, mehr aber als alles, die persönlichen Beleidigungen, welche er vom wiener Hofe hatte erdulden müssen, — denn schon bei seines Vaters Tode war ein Theil seiner Güter eingezogen worden, und als einem Mitgliede jener berüchtigten Verschwörung waren ihm die übrigen genommen — so hatte es Emmerich dagegen, als einer der wärmsten Anhänger der lutherischen Lehre, die es damals gab, ganz besonders mit den Unterdrückern dieser Lehre zu thun. Beide entschlossen sich ohne Anstand dem Grafen zu folgen, und trugen elf Jahre lang treulich Glück und Unglück mit ihm. Emmerich, mit Theokeoli fast eines Alters, in seinem Kriegslager, an

seiner Seite aufwachsend, hing sich an den glänzenden, geistvollen Jüngling mit aller Liebe und Verblendung eines jugendlichen, warmen Gemüths, und auch der Graf, dessen Herz für zarte Empfindungen nichts weniger als unempfänglich war, faßte eine ungewöhnliche Zuneigung zu ihm. Bereit Theokeoli als seinen König anzuerkennen, wenn statt der Türken ihn die Nation dazu erwähle, erlaubte Emmerich sich dagegen, jenem mit Eifer und Hitze die Verbindung mit den Ungläubigen zu widerrathen, die der Jüngling noch heftige haßte als Kaiser und Papst, und mit denen Freundschaft zu halten ihm als Sünde erschien. Aber auch von seiten der Politik betrachtet, glaubte der junge Barcoczy davor warnen zu müssen, und er prophezeite, was hernach eintraf, wie sich die Herzen der Nation allmählich von dem Bundesgenossen des Erbfeindes der Christenheit abwenden würden.

Graf Theokeoli schloß dreimal Waffenstillstand mit dem wiener Hofe, und wie wir schon oben bemerkten, sein Herz machte ihn nicht ungeneigt, die günstigen Friedensbedingungen, welche der Kaiser ihm bot, anzunehmen. Aber war es nun, daß er sich am Ende zu tief mit der Pforte

eingelassen, um zurücktreten zu können, oder daß sich sein ungemessener Ehrgeiz mehr Vortheile von dieser Verbindung versprach, als alles, was ihm der wiener Hof bieten konnte; genug er fand während des dritten Waffenstillstandes im Jahre 1682 Mittel, sich mit der Prinzessin Rakoczy zu vermählen, ohne vorher eine Erklärung über seine Gesinnung gegeben zu haben. Kurz nachher brach der Krieg zwischen dem Kaiser und der Pforte aus, und Theokeoli, der schon früher seine feindlichen Operationen gegen erstern von neuem begonnen hatte, trat nun als erklärter Bundesgenosse der Ungläubigen auf. Er nahm mehrere der bedeutendsten Plätze und war glücklicher als je. Aber die ungarische Nation hatte keinen Theil mehr an diesen Siegen. Alle Bessern verließen ihn, und ein großer Theil derselben ging zu dem Kaiser über. Auch Emmerich Barcoczy riß sich mit schwerem Herzen von dem geliebten Freunde los, aber er that es nicht ohne offene Erklärung, und Theokeoli sah ihn, nachdem er vergebens Vorstellung und Ueberredung angewendet, ihn zu halten, ohne Zorn, aber nicht ohne Schmerz scheiden. Der erschütterte Jüngling hingegen gab in der Stunde der Trennung

unaufgefordert das Versprechen, nie gegen ihn zu fechten und stets zu seinen persönlichen Diensten zu sein, sobald er es verlange.

Den Grafen riß sein dunkles Verhängniß fort, das ihm nach und nach Freunde, Vaterland und die Achtung der Welt raubte, und ihn zuletzt fern von der Heimat, in dunkler Vergessenheit, unter Barbaren sterben ließ. Wir erwähnen hier nicht, wie das türkische Heer nun Ungarn überschwemmte und, die Kaiserstadt belagernd, alle christlichen Mächte in Bewegung setzte. Wie ein Strom ergoß sich die Zahl der Flüchtigen und Verfolgenden abermals über das unglückliche Land. Im Innern herrschte inzwischen, seitdem der Kaiser, durch die Noth zu Milde und Mäßigung gezwungen, auf dem Reichstage zu Oedenburg feierlichst die alte Verfassung erneut hatte, bei weitem mehr Uebereinstimmung als noch vor kurzem, und die Mehrheit der Nation bewährte sich im Verlaufe dieses Kriegs als dem Kaiserhause ergeben, und half die Ungläubigen in ihre alten Grenzen zurückjagen.

Wir haben nun die geneigten Leser auf einen Punkt geführt, wo unsere scheinbar abgebrochene Erzählung

von neuem beginnt. Bis dahin war das Schicksal Maria's zu sehr mit den allgemeinen Begebenheiten verschlungen, um vereinzelt berichtet zu werden. Zu dieser Zeit aber, ungefähr sechs Jahre nach ihrer ersten Heirath, finden wir sie, zum zweiten male vermählt, in der Gespanschaft Ungwar, auf einem alten Schlosse wieder, das, hart an der polnischen Grenze in einem der unzugänglichsten Theile der Karpaten gelegen, dicht von Wald und Gebirge umdrängt ist.

Der Besitzer des Schlosses, das den slawischen Namen Samosko führte, war eben jener Emmerich Barcoczy, dessen wir oben erwähnten. Dieses einzige alte baufällige Haus war, von der Regierung in seiner Verborgenheit und Unbedeutendheit unbeachtet, den beiden Freiherren von ihrem Eigenthum übriggeblieben. Früher aber, bei der Theilung des väterlichen Erbes, war es dem jüngsten Bruder zugefallen. Dies uneinträgliche Besitzthum war Emmerich theuer, weil er hier die Tage seiner Kindheit verlebt hatte, weil auf dem nächsten Kirchhofe die Gebeine seiner Mutter ruhten. Hier hauste er, seitdem er sich von dem Grafen Theokeoli getrennt, und wenn dieser andere Edelleute, welche von ihm abfielen, mit

List und Gewalt zurückzuhalten schien, so hatten dagegen die Seinigen Befehl, den jüngern Barcoczy unangefochten auf seinem Hofe wohnen und in den benachbarten Wäldern jagen zu lassen. Die Kaiserlichen schienen auf ihren Streifzügen durch die Saroser und Ungwarer Gespanschaften gar nichts von dem Dasein von Samosko zu ahnen. Aber Emmerich's alte Waffenbrüder wußten ihn bald hier aufzufinden. Theokeoli's Truppen hielten das Schloß Ungwar, auf welches sich der von ihm abgefallene Graf Hammonay zurückgezogen, umlagert. Auch hatten sie wechselsweise mit den Kaiserlichen Eperies, Kaschau und andere Orte inne, aus deren Besatzungen dann fast täglich Offiziere nach dem nahen Samosko strömten, wo eine gastliche Tafel sie empfing. Andere Misvergnügte schlossen sich ihnen an; Reden wurden gehalten, Gelage gefeiert und Tag und Nacht ein wildrohes Leben geführt. Allein dies dauerte nur kurze Zeit. Denn seitdem Emmerich seine Wohnung mit einer schönen, reichen und fein erzogenen Hausfrau geschmückt, lebte er stille und friedliche Tage, blieb immer daheim, außer daß er sich von Zeit zu Zeit an der Jagd erlustigte, und schien alle

Abenteuer seiner frühern Jugend vergessen zu haben. Seine Freunde verließen ihn nach und nach, verwünschten die entnervende Liebe und hörten auf, das Haus zu Samosko zum Ort ihrer Zusammenkünfte zu wählen.

Durch das kecke Wagstück einer Entführung war Emmerich zu Maria's Besitz gelangt; durch eine feurige und zärtliche Liebe schien er sie versöhnt und ihr Herz gewonnen zu haben. Die Roheit der wilden Gesellen, welche sich ihres Gatten Freunde nannten, und die sich durch die thätige Hülfe, welche sie ihm geleistet, und durch die reiche Heirath zu neuen Hoffnungen berechtigt glaubten, scheuchte die zarte Maria bei jedem Besuche in ihre Kammer zurück. So sah es der Baron am Ende gern, daß sie wegblieben. Er hoffte überdem bald seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen. Der Monarch hatte eine allgemeine Amnestie ergehen lassen und den Misvergnügten Wiederherstellung ihrer Ehren und Würden, sogar, soweit es möglich sein werde, Zurückgabe ihrer Güter versprochen. Zu dem Ende waren alle, welche Theokeoli und die Türken verlassen wollten, nach Preßburg beschieden, wo Commissarien ihrer harrten, denen sie ihre Beschwerden vortragen

sollten, um geziemende Genugthuung zu erhalten. Emmerich wußte zu gut, wie verhaßt sein Haus dem wiener Hofe war, um es der Vorsicht gemäß zu finden, ohne weiteres selbst nach Preßburg zu gehen; aber er beauftragte einen klugen, wohlangeschriebenen Freund, den eigene Angelegenheiten dahin führten, auch mit den seinigen und sah vergnügt und sorglos einer baldigen Entscheidung entgegen.

So lebte das Ehepaar mehrere Monate lang in gänzlicher Abgeschiedenheit von der übrigen Welt. Der Einzige, der noch von Zeit zu Zeit zu Samosko vorsprach und der sich oft nicht vergebens bemühte, die alte kecke Lust an Abenteuern wieder in Emmerich's Brust zu erwecken, war sein ältester Bruder Stephan. Auch er hatte Theokeoli verlassen, allein nicht wegen des Türkenbundes, der ihm im Gegentheil höchst erwünscht war; er glaubte sich von dem Grafen durch Zurücksetzung beleidigt, brach in der Hitze mit ihm, und ließ nichts unversucht, dem frühern Gegner Theokeoli's, dem jungen Vezzelini, von neuem eine Partei zu bilden. Jener suchte ihn darauf durch lockende Versprechungen wieder an sich zu ziehen, denn er wußte wol, was er

an dem finstern, entschlossenen Manne hatte, welchen ein glühendes Herz und ein eiserner Wille zu Verbrechen und Großthaten gleich fähig machten. Stephan kehrte nun zwar nicht förmlich in seine Dienste zurück, allein er gab Vezzelini auf, und schweifte, unermüdlich das mißliche Geschäft eines Verbenden treibend, rastlos, heimatlos im Lande umher, bald mitten unter Kaiserlichen, bald unter Freunden. Aber wo er auch war, immer richtete man ein wachsames Auge auf ihn, und selbst wenn er sich still und friedlich hielt, konnte er der Beschuldigung nicht entgehen, er streue durch seine Reden den Samen zu neuen Unruhen aus.

Einst, an einem strengen Wintertage, als Emmerich früh mit seinen Dienern auf die Jagd geritten und gegen Abend noch nicht heimgekehrt war, saß seine Gattin, die schöne Maria, zu Hause in Thränen zerfließend und überdachte ihr trauriges Schicksal. Von Zeit zu Zeit trat sie an das Fenster, zu sehen, ob die Ankunft ihres Mannes den Verdruß und die Langeweile ihrer Einsamkeit unterbreche. Der Sturm tobte draußen und trug die Schneeflocken auf wilden Schwingen hin und her, daß ihr Blick nicht zu dem Hofthor

zu bringen vermochte, durch welches er zu ihr kommen mußte. Mit gesteigertem Unmuth kehrte sie dann zu ihrem Sitze zurück, sich von neuem bittern Betrachtungen überlassend. Der Glanz ihrer französischen, modisch geschnittenen Kleider bildete einen wunderlichen Gegensatz zu den alten, nur dem gröbsten Bedürfnisse abhelfenden Geräthschaften, die sie umgaben; die rohen Gestalten der slowakischen Mägde, welche bisweilen in das Zimmer traten, um das Feuer zu schüren oder sonstige Geschäfte zu versehen, einen noch schneidendern mit der zarten Bildung und den anmuthigen Bewegungen der jungen Frau. Diese stützte das Köpfchen mit den Armen, und die thränenschweren Augen fest zudrückend, die Vergangenheit zurückrufend, schien sie einige Minuten lang die Gegenwart ganz vergessen zu wollen.

Mit kindlichem Gefühl gedachte sie ihrer Aeltern, die nun schon seit mehreren Jahren im Grabe ruhten. Sie hatten sie zwar streng, aber doch sorglich und liebevoll erzogen. Selbst der Gedanke, daß ihr harter Befehl sie gezwungen, einem Manne die Hand zu reichen, der beinahe funfzig Jahre älter als sie und

kränklich und mürrisch war, mischte jetzt in ihr Gefühl für sie nichts Bitteres mehr. Hatte der, den sie einzig und innig liebte, doch genugsam gezeigt, daß er ihrer nicht werth sei. Nie hatte er wieder von sich hören lassen. Blos aus zufälligen Nachrichten wußte sie, daß er noch in Wien war und sehr in Gunst am Kaiserhofe stehe. „Ich habe ihn aus meinem Herzen gerissen!" sagte sie, und drückte dabei die Hand fest auf das in Unmuth höher schlagende Herz. Dann dachte sie auch an den alten Oprah. In stiller, freudenloser Eingezogenheit hatte sie über fünf Jahre an seiner Seite gelebt. Ob auf seinen Gütern, oder in den Städten, immer blieb seine Thür Gästen verschlossen; und kaum hatte er ihr einen andern Ausgang erlaubt, als diejenigen, welche sie in die Kirche führten. Auch diese wurden ihr nicht aus Frömmigkeit oder gutem Willen verstattet, denn wenn auch ein Katholik, war doch der Alte eher einer freigeisterischen Philosophie zugethan; sondern weil es die damalige Sitte so mit sich brachte, auch er dadurch seine Anhänglichkeit an die österreichische Herrschaft zu offenbaren glaubte, von der er persönliche Vortheile zog.

Diese Kirchenbesuche waren indessen von wichtigen Folgen für Maria. Auch in Leutschau suchte ihr Gemahl Zuflucht vor dem Feinde. Kaum aber war er hier mit seiner jungen Gattin angelangt, als Theokeoli's Truppen die Stadt belagerten und einnahmen. Auf einem solchen Kirchwege nun sah Emmerich Barcoczy sie zum ersten male, um sie nie wieder zu vergessen.

Nicht ohne schmeichelnd wohlthätige Empfindung gedachte Maria jetzt dieses Augenblicks. Ein Haufen junger Offiziere, Ungarn, Polen und Franzosen, hielt die Kirchthüren umlagert, um mit allem Uebermuth des Siegers den schönen Frauen, die Frömmigkeit, Gewohnheit oder Lust zu sehen und gesehen zu werden, auch in diesen kriegerischen Zeiten in das Gotteshaus führte, unter das Gesicht zu schauen. Maria ging mit sittsamen Schritten, die Augen zu Boden gesenkt. Eine Magd folgte ihr. Worte der Bewunderung wurden laut beim Anblick der glänzenden Schönen. Sie fühlte sich dichter umdrängt. Furchtsam bittend schlug sie die Augen auf und ihr Blick fiel auf einen jungen blühenden Mann, der sie mit bewegten, unbeschreiblichen Mienen anstaunte. Es lag ein Etwas darin, das nicht

misverstanden werden konnte. Bestürzt senkte sie das Auge nieder und ein glühendes Roth überzog ihre schönen Wangen. Sie suchte verlegen und zaghaft weiter zu dringen. Da machte ein kräftiger Arm plötzlich vor ihr Raum. Jener Offizier ging ihr zur Seite, den Blick mit innigem Ausdruck auf sie gerichtet; eine breite Straße that sich vor ihr auf. An der Kirchthür blieb er, sie öffnend, stehen und verbeugte sich tief, ehrfurchtsvoll, hoch erröthend. Nicht ohne Verwirrung, aber mit dem holdesten Lächeln des Dankes ging sie an ihm vorüber. Der heftige Eindruck, den sie auf ihn gemacht, konnte ihr nicht entgangen sein, und wir wollen nicht behaupten, daß nicht der schmeichelhafte Gedanke daran ihre Andacht heute ein wenig gestört hätte.

So lange sie mit ihrem Gemahl in Leutschau blieb, fand sie den jungen Ungarn regelmäßig an der Kirchthüre. Seine Sorgsamkeit, sein Ansehen schützte sie vor jeder Art von Zudringlichkeit. Seine Augen hingen liebend, bewundernd an ihr, aber nie versuchte er es, sich ihr mehr zu nähern, sie anzureden. Sie wußte es ihm Dank, daß er sie nicht in ihrem Hause aufsuchte, was

dem Sieger nicht schwer hätte werden können, und was ihr bei der Eifersucht ihres Gemahls theuer würde zu stehen gekommen sein. Zufällig nur erfuhr sie seinen Namen; für einen Adjutanten Theokeoli's hatte sie ihn an seiner Kleidung erkannt. Sie kehrte mit dem alten Opray nach dem Trencziner Comitat zurück, und dachte bald selten, endlich gar nicht mehr an ihn. Jahre vergingen und ihr Gatte starb. Maria war unschlüssig, was sie nun beginnen solle, und so lange gewöhnt, von dem Willen, ja den Launen Anderer abzuhängen, war es anfangs fast, als ob ihre Freiheit sie drückte. Wie sonst vor dem Feinde, von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt flüchtend, im Lande umherzuziehen, wäre der jungen Witwe wenig geziemend gewesen; den Feind zu erwarten, gefahrvoll. Nach dem Beispiel der Gräfin Vezzelini aber und anderer Landsmänninnen, ihre Schlösser zu befestigen und sie gegen die bewaffnete Macht zu vertheidigen, fehlte es Marien ganz an Muth und Entschlossenheit. Sie entschied sich demnach dafür, sich nach Bukowina, dem abgelegensten ihrer Güter an der schlesischen Grenze zurückzuziehen und dort das Trauerjahr in klösterlicher Stille zu verleben.

Dann — — für die fernere Zukunft bildeten sich nach und nach in ihrem Köpfchen glänzende Pläne. Wien, Italien, die Welt lag offen vor ihr. In Venedig wohnte eine Schwester ihrer Mutter, in Wien waren zwei ihrer Pathen einheimisch. Ihnen allen konnte sie hoffen willkommen zu sein. Ihre Freiheit fing an ihr lieb zu werden, und sie glaubte alle die Lebensfreuden, zu denen Jugend, Reichthum und Schönheit sie berechtigten, welche ihr die Vergangenheit versagt, von der kommenden Zeit erwarten zu dürfen.

Allein das Schicksal schien anderes über sie beschlossen zu haben. Acht Wochen lang war sie Witwe; kein Soldat, weder von dieser noch von jener Partei hatte sich seitdem im Arvaer Comitate blicken lassen, als eines Abends plötzlich ihr Haus zu Bukowina von einem kriegerischen Haufen überfallen ward. Aus einer Ohnmacht in die andere sinkend, fand sie sich endlich in einer verschlossenen Kutsche wieder, welche die ganze Nacht nach Osten zu rastlos weiter rollend, von einer rohen, seltsam vermummten Reiterschar umringt war. In der nächtlichen Finsterniß erkannte sie dennoch, daß der Weg sie durch dicke Waldungen,

zwischen Gebirgen hinführte. An öden abgelegenen Stellen ward angehalten. Frische Pferde standen bereit, und mit Windesschnelle ging es weiter. Als es Tag geworden, hielt der Wagen im Walde still. Der Schlag ward geöffnet, eine männliche Stimme bat Maria höflich, ein kleines Frühstück zu sich zu nehmen, indem sie zugleich entschuldigte, daß die Gelegenheit fehle, ihr Besseres zu reichen. Mit Thränen des Zorns stieß sie alles von sich, und hörte nicht auf die Stimme, die sie bat, sich zu beruhigen, es solle ihr nichts geschehen. Unterdeß hatten die übrigen Reiter durch Pfeifen und wunderlichen Ruf Zeichen gegeben. Andere, ebenfalls verhüllt, aber geringer an Anzahl, kamen aus dem Gebüsche herbei. Die erstern ritten nun langsam zurück und rohe Scherze, lautes Lachen, Freude über das glückliche Gelingen ausdrückend, tönten in die Ohren der zitternden Maria. Aehnliche Auftritte wiederholten sich den folgenden Tag, bis spät in der Nacht die Reise endete. Maria war körperlich und geistig aufs äußerste ermattet. In halber Bewußtlosigkeit bemerkte sie kaum, daß der Wagen auf einem Hofe hielt. Ein Reiter saß ab. Mit kräftigen Armen

hob er sie heraus, sie fühlte sich fest an seine Brust gedrückt, und mit leiser Stimme flüsterte er ihr zärtliche Worte zu, als er sie die Treppe hinauf in ein kleines Gemach trug. Während der Reise war das beruhigende Ergebniß ihres Nachsinnens gewesen: der Ruf ihres Reichthums habe sie in die Gewalt von Räubern geführt, ein ansehnliches Lösegeld werde sie befreien. Jetzt wußte sie auf einmal, sie sei in der Gewalt eines Liebhabers. Eine furchtbare Angst ergriff sie. Sie sammelte ihre letzte Kraft, aufzuschreien, sich von ihm loszureißen. Er ließ sie, und setzte sie sanft auf einem Sofa nieder.

Er enthüllte sich und warf sich ihr zu Füßen. Mit sprachlosem Staunen erkannte sie Emmerich Barcoczy. Es lag etwas Tröstliches in diesem Erkennen. Sie glaubte im Augenblick sich sicherer. Sie fühlte dunkel, daß es in ihrer Macht stehe, ihn glücklich oder unglücklich zu machen. Ihre Vorwürfe, ihre Verwünschungen beantwortete er mit Flehen um Vergebung, mit Betheuerungen seiner Leidenschaft. Er benetzte ihre Hände mit Thränen, er küßte ihre Füße. Er schwor ihr bei seiner Ehre, daß er nur seinen Bitten, seiner

Liebe ihr Herz, ihre Hand verdanken wolle; und als sie ihm unmuthig befahl, sie zu verlassen, war er ihr gehorsam, nachdem er sie nur noch dringend ersucht, mit der kleinen Abendmahlzeit, welche er ihr durch eine Dienerin schicken werde, sich zu stärken, und im anstoßenden Zimmer durch Schlaf sich von der beschwerlichen Reise zu erholen.

Drei Tage vergingen. Maria war eine Gefangene, aber ihr Kerkermeister lag zu ihren Füßen, und als er endlich von Flehen und Leidenschaft erschöpft, verzweifelnd sie für frei erklärte, da flüsterte eine Stimme in ihrer Brust ihr zu, daß sie das einzige Herz, das auf dieser Erde ihr angehöre, nicht von sich stoßen solle, daß eine Welt, in der niemand sie liebe, öder, leerer sei, als eine Wüste, in welcher Ein Herz für sie schlage. Sie hatte Zeit gehabt, Emmerich mit dem Geliebten ihrer Jugend zu vergleichen. Sie stellte in Gedanken Ferdinand's große, schlanke Gestalt, mit den regelmäßigen, edeln Gesichtszügen und der männlichen Anmuth der Bewegung neben Emmerich, dessen Wuchs nur Kraft, dessen Gesicht nur Jugendblüte und ein treues redliches Auge auszeichnete. Sie rief sich die

Eleganz der Rede, die dichterischen Anklänge, die gebildete Sprache der Unterhaltung Ferdinand's zurück — alles das fehlte Emmerich, der, ein Sohn der Natur und des Kriegs, seine Jugend wechselsweise im Lager und in Einöden zugebracht hatte. Aber alle Vorzüge Ferdinand's verschwanden. Es kamen Augenblicke, wo Emmerich, auf dessen Gesichte sich die Liebe malte, ihr schöner schien als Ferdinand, hinreißender, poetischer seine Rede, welche die Liebe ihm eingab. Auch Ferdinand hatte sie geliebt, und weder Feuer noch Zärtlichkeit hatte sie je an ihm vermißt; aber nun schien es ihr, als habe sie jetzt erst erfahren, was geliebt werden sei, jetzt wo sie Emmerich sah und hörte. Und hatte er sie nicht hoffnungslos, ferne, jahrelang im Herzen bewahrt? Setzte er sich nicht jetzt um ihres Besitzes willen mancherlei Gefahren aus? während Ferdinand sie feig einem Andern überließ, als es galt, zwischen ihr und des Oheims Gunst zu wählen?

Sie war erweicht. Emmerich ließ den guten Augenblick nicht ungenutzt. Stürmisch, glühend und liebend drang er ihr ein leises Ja ab. Ein protestantischer Prediger war nicht weit. Schon den folgenden

Tag war sie vor Gott und Menschen Barcoczy's Gattin, und sein Entzücken, seine Zärtlichkeit ließ ihr nicht Zeit, den gethanen Schritt länger als augenblicklich zu bereuen.

Alles dies überdachte die arme Maria jetzt, und Thräne auf Thräne drängte sich aus ihren schönen Augen. Gerührt von seiner ausschließlichen, alles opfernden Leidenschaft, hatte auch sie Emmerich liebgewonnen, aber dennoch war sie weit entfernt, an seiner Seite glücklich zu sein. In dem täglichen Umgang mit dem alten Opray hatte sie ihren Geist um vieles mehr ausgebildet, als es bei Frauen damaliger Zeit und besonders in ihrem Vaterlande gewöhnlich war. Der kluge Greis wünschte die blühende, gefühlvolle junge Frau an das Haus zu fesseln, und sie über Dichtung und Kunst die Wirklichkeit und die Ansprüche der Natur vergessen zu machen. So hatte sie unter seiner Leitung französisch erlernt und sich im Italienischen vervollkommnet, und die einzigen Vergnügungen ihres Ehestandes hatten bald in der Beschäftigung mit der Literatur dieser beiden Sprachen bestanden. Der französischen namentlich war der Alte

sehr zugethan, und er sprach noch gern von der Zeit, während welcher er als Cavalier mit der Gesandtschaft Kaiser Ferdinand's III. in Versailles an dem glänzenden Hofe Anna's von Oesterreich gewesen, wo er einige berühmte Dichter und Philosophen persönlich kennen gelernt hatte. Auf diese Weise war Maria für die Vortheile geistiger Ausbildung äußerst empfänglich geworden; täglich aber fand sie Gelegenheit, den Sinn für Geistesfreuden in Emmerich zu vermissen. Zwar war dieser von Natur mit einer Seele begabt, die durch alles Schöne auf das lebhafteste erregt wurde. Der Blick auf die grotesk-herrlichen Umgebungen seines Schlosses entzückte ihn; der Sonnenaufgang, eine Gewitternacht, ein einfaches Lied — alles dies wirkte fast zauberisch, erweichend auf sein Gemüth. Aber kaum wußte er sich selbst Rechenschaft von diesen Eindrücken zu geben: die Sprache versagte ihm, wenn er es andern mittheilen sollte. Auch seine tiefe Empfänglichkeit für alles Hohe, Edle ließ sich mehr errathen, als daß er sie aussprach, und nicht selten verhüllte seine erhabensten Gefühle der Schleier einer kräftigen Roheit. Alles was wir heutzutage Bildung nennen, fehlte

ihm gänzlich: er hatte schon als zarter Knabe besser gelernt das Schwert als die Feder zu führen, besser Rosse zu zügeln und zu lenken als Worte. Seine ganze Belesenheit begrenzte sich auf einige strategetische Werke, auf die Bibel und das Gesangbuch seiner Gemeinde. Auf den Umgang dieses Mannes beschränkt, mußte sie nun die Blüte ihrer Jahre in einer Einöde verwelken sehen, und sie konnte kaum hoffen, selbst wenn die unerwartete Begnadigung ihrem Gatten erlaubte, aus seinem Versteck hervorzugehen, daß er ihn je freiwillig mit dem Aufenthalt in einer Stadt, dessen bloße Vorstellung er schon haßte, vertauschen würde. Sie seufzte schmerzlich, wenn sie den Blick in eine solche Zukunft richtete.

Der Sturm tobte unterdessen draußen furchtbar durch die dichten Baumeswipfel des nahen Waldes, daß in Maria's aufgeregter Seele die Angst um Emmerich höher stieg. „Wo mag er bleiben!“ sagte sie unruhig; „wie kann er mich doch so quälen. Ich weiß es, er nimmt sich bei jedem Auszug vor, bald wieder heimzukehren, allein die wilde Lust reißt stets ihn fort. Kann's nicht der Kaiser sein und seine

Diener, die er bekriegt, soll doch das Wild von seiner Hand fallen. Nichts freut als Kampf dies ungezähmte Herz. Die Jagd ist ihm ein schwacher Ersatz für den Krieg, der eigentlich sein Lebenselement ist. Ganz Ungwar ist mit Theokeoli's Truppen besetzt, die er doch nun nicht mehr als seine Freunde betrachten kann. Wissen wir doch, wie sie es mit dem Grafen Hamonay gemacht, der wie Emmerich von ihnen abfiel. Und kommt er denn spät abends zu Hause, so kann ich, wie ich auch zürnen will, seiner treuherzigen Freundlichkeit nicht widerstehen. Es wiederholt sich immer, und auch heute wird's nicht anders sein."

Indem sie so sprach, hörte sie ein Pferd auf dem Hofe; sie trat an das Fenster und sah einen einzelnen Reiter von der Dienerschaft umringt vor dem Hause halten.

„Es ist der ältere Barcoczy", sagte sie misvergnügt, „die Dunkelheit verbirgt mir sein Gesicht, aber ich erkenne ihn an der gigantischen Gestalt, und an der Verehrung, mit der ihn die Diener bewillkommnen." Und sich abwendend, fügte sie mit steigendem Unmuth hinzu: „Der verhaßte Mann! ich kann ihn nicht ohne

innern Schauder sehen: die düstere Glut seiner Augen, das tückische Lächeln, der Blick, der viel stets sagt und doch immer mehr noch verschweigt. Sehr ungern sah ich sein häufiges Kommen; er macht Emmerich der Regierung noch verdächtiger, die dieses Geschlecht nie außer Acht läßt. Er ist mir in der tiefsten Seele zuwider. Gewiß, sein Werk ist's, daß ich hier bin, und" — schloß sie zögernd, „wenn ich auch glücklich wäre, möcht' ich's doch ihm nicht danken."

Ihr Gefühl trügte sie nicht. Er war es, der Emmerich zu dem gewaltsamen Schritt bestimmt, der wenigstens den Gedanken in ihm geweckt, sich durch eine Entführung der Einwilligung ihrer Verwandten, und vielleicht ihrer eigenen zu überheben, die zu erlangen er, dem Hofe verhaßt, der jüngste Sohn eines verarmten, geächteten Hauses und ein Protestant, wenig Hoffnung haben konnte. Ihr ahnte, daß der stets schlau berechnende Mann die Liebe des Jünglings nur zum Werkzeug seiner ehrsüchtigen Pläne gebraucht; daß er, indem er vorgab, ihm als Freund zur Befriedigung seines heißesten Wunsches behülflich zu sein, durch ihren Reichthum den erloschenen Glanz seines

Hauses wieder herzustellen und seiner Partei neue Anhänger zu werben beabsichtigte. Die Roheit seiner Sitten verletzte sie, das Uebergewicht, welches ihm Alter, Gewohnheit und Charakter über Emmerich gab, erregte ihre Eifersucht, und sein rastloses Geschäft, die Fackel des Kriegs immer wieder von neuem zu entzünden, machte ihr ihn furchtbar. Heute kam er, übel mit seinem Tagewerk zufrieden. Die Gemüther der Seinigen waren gebeugt, ihr Muth erloschen; schon der Reichstag zu Oedenburg hatte dem Monarchen die meisten seiner ungarischen Unterthanen versöhnt; die ernstliche Neigung zum Frieden, die das Kaiserhaus jetzt zeigte, hatte ihnen neue Hoffnungen eingeflößt, die Gewohnheit ihnen manche Neuerung erträglich gemacht. Aller Augen waren nach Wien gerichtet, wohin Theokeoli selbst einen Friedensunterhändler geschickt, und nach Preßburg, wo alle Angelegenheiten der Nation geschlichtet werden sollten. Man wich Stephan aus, und als er dringender ward, brach man mit ihm. Seine Seele glühte von Zorn und Verachtung.

„Gott grüß Euch, Schwester!“ sagte er im

Hereintreten. „Ich höre, Emmerich ist nicht daheim.“

„Seid mir willkommen, Herr Schwager“, erwiderte sie, sich mit Höflichkeit verneigend, „Ihr hab recht gehört. Schon den ganzen Tag wart' ich seiner in Unruhe und Angst.“

„Ach was!“ versetzte jener, „wollt Ihr eines Weidmanns Weib sein, so müßt Ihr Euch den Sinn ein wenig stählen. Ihr seid zwar ein Stadtkind, gar zärtlich und fein erzogen, aber ich sollte meinen, unsere Bergluft stärkte auch Weiberseelen.“

„Ihr rauher Mann“, antwortete Maria, „Ihr wißt gar nicht einmal, wie einem zu Muth ist, wenn man einen lieb hat.“

„Ei“, lachte Stephan, „macht mich nur nicht gar zu einem Wilden. Ich mein' es ernsthaft. Wenn sich Euer Herzchen so leicht betrübt, so hätte es sich den Emmerich Barcoczy nicht wählen sollen, denn der war von Kindesbeinen an ein gar wilder, tüchtiger Bube.“

„Ihn wählen?“ wiederholte Maria mit Nachdruck.

„Nun“, entgegnete der Mann, „nehmt es nur

nicht allzu genau. Sagt was Ihr wollt. Ihr seid doch vor Gott und Menschen, und vor all Euern Heiligen obendrein seine kirchlich angetraute Frau. Wann wählte Euer Geschlecht? So oder so gefreit: was liegt daran? ob wir die Brautwerber voransenden, oder ob wir sie gleich mitbringen, zwanzig an der Zahl? Glaubt mir's aufs Wort! unter Euern städtischen Nachbarn, nichtswürdigen Krämern, sinnverdrehenden Spitzbuben von Rechtsgelehrten oder speichelleckenden Kaisersdienern wäre Euch kein so wackerer Mann geboren, als hier in des alten Barcoczy Hause zu Samosko."

„Daß ich mit Euch darüber stritte", erwiderte die sanfte Maria gereizt. „Ihr habt nicht nöthig, Emmerich zu verfechten. Er liebt mich, und die Liebe ist ein weit beredterer Sachwalter als Ihr. Etwas anderes wäre es, wenn etwa schmuziger Eigennutz, etwa die Begierde nach meinen Gütern, ihn zu dem gesetzlosen Schritte bewogen hätte. Dann freilich müßte ich ihn verachten. Denn nach meinen weibischen Begriffen ist es weit ehrenvoller, sich mühsam als ein Krämer zu nähren, als ein großes Vermögen einer wehrlosen Frau abzuzwingen."

Der Baron warf einen scharfen Blick auf sie. Furchtsam von Natur, erschrak sie vor ihrer augenblicklichen Kühnheit und fuhr gemäßigter fort:

„Laßt das gut sein! Sagt mir vielmehr, womit ich Euch bewirthen kann. Ich hoffe, Ihr bleibt zu Nacht hier. Wollt Ihr auf Emmerich mit der Mahlzeit warten? befehlt Ihr einen Trunk? Wir sind zu Euern Diensten."

„Ich dank' Euch", erwiderte jener, „laßt mir eine Flasche reichen. Mit dem Essen wart' ich auf den Hausherrn."

Während Maria einige Anordnungen zu seiner Bewirthung machte, ging der finstere Mann mit großen Schritten im Gemach auf und nieder. Er schien es gar nicht zu bemerken, daß die Hausfrau wiederkehrte und, sich still an das Feuer setzend, darauf wartete, daß er das Schweigen breche. Endlich sagte sie:

„Herr Schwager, Ihr seid ja so stumm wie ein Geist. Erzählt mir doch was Neues aus der fernen Welt, welche die hohen Berge mir verschließen."

Stephan blieb plötzlich stehen, aber seine Miene ward noch düsterer. „Dankt's unserm Herrgott!", sagte

er rauh, der Euch die Welt verschlossen, die nichts als Knechtschaft und Schmach will. Das feige Volk, das seinen erwählten Fürsten feig in der Noth verläßt; das seine edeln Freiheiten verkauft an Fremde, die es mit Füßen treten. Ja, Elende, fuhr er heftiger fort, werft euch nur in den Staub; laßt euch nur mit Hunden in die Messe hetzen! kriecht an den Thronesstufen des ausländischen Herrschers, wärmt euch die schlaffen Glieder im Sonnenschein der Hofgunst, laßt euch Gesetze geben von Antichristen und von Päpstlern — laßt euch nur wieder nach Kroatien schleppen, und 50 Thaler für den Kopf, Stück für Stück, auf die Galeren von Neapel verkaufen, oder euch niedermetzeln ohne weiteres, wenn sie nicht ordentlich bezahlen — wohl bekomm' es euch! — ihr verdient's nicht, daß sich's ein ehrlicher Mann warm um euch werden läßt —"

„Sagt", fragte Maria begierig, „fiel etwas Neues vor?"

„Was kümmert's euch", versetzte er. „Geht an euern Spinnrocken und seht nach eurer Küche, ihr Weiber! Ob etwas vorfiel? das ist's ja eben. Nichts,

nichts fiel vor, nichts kann geschehen; denn Thaten die wollen Kraft. Aber dies entartete Geschlecht ist wie eine Schar Rehe, die sich im Dickicht des Waldes verbirgt, sobald sie den Jäger spürt und seine Hunde. Nun, wohl bekomm' euch die Messe! lange wird's nicht dauern, so müßt ihr alle hinein."

„Ich bitte Euch", erwiderte Maria, „faßt, mäßigt Euch. Emmerich muß bald da sein. Wozu, sagt selbst, könnt' es frommen, den Funken wieder anzublasen, der, schon halb erstickt, in seiner Brust noch glimmt. Er würde, stehen vollends die Sachen so, nur Feuer werden, ihn selbst, nicht aber die Kraft Eurer Gegner zu verzehren. Das Weiseste ist, in die Zeit sich schicken."

Der Hifthörner lustiger Ton erschallte, als Stephan eben antworten wollte. Zugleich füllte sich der Hof mit den rückkehrenden Jägern; Maria sah mit Verwunderung ihre Zahl um zwei Fremde vermehrt, und sie hatte Emmerich's Gäste von einer so unliebenswürdigen Seite kennen gelernt, daß diese Bemerkung die eiligen Schritte hemmte, die sie eben freudig ihrem Gemahl entgegenlenken wollte. Als sie herauskam,

waren daher die Reiter schon abgesessen, und neben Emmerich trat die hohe jugendliche Gestalt eines Fremden auf sie zu, der ein elegantes Reisekleid trug.

„Ich bringe dir einen Gast mit, liebste Frau"! sagte Emmerich, sie herzlich umarmend. „Empfange ihn freundlich." Der Fremde verbeugte sich tief. In der Dämmerung des Vorhauses konnte sie sein Gesicht kaum sehen; als er aber einige höfliche Worte zur Entschuldigung seines späten Besuchs sprach, erschrak sie beim ersten Ton einer Stimme, die sie vor vielen Jahren gehört zu haben meinte. Eine seltsame Bewegung ergriff sie: sie konnte nur sich stumm verneigen und durch Geberden in die innern Zimmer nöthigen.

„Ich bitte Euch", sagte hier Emmerich zum Gaste, nachdem er den Bruder eilig bewillkommnet; „ich bitt' Euch, macht's Euch bequem. Thut als ob Ihr zu Haus wäret. Das prasselnde Feuer thut den erstarrten Gliedern wohl, und Ihr seid unsern Winter nicht gewohnt. Erwärmt Euch, und nehmt dann mit einer Abendmahlzeit fürlieb, schlecht und gering, wie sie nur ein armer ungarischer Edelmann Euch bieten kann, die

uns aber besser schmecken soll, als dem Kaiser sein Mahl in Wien, weil wir sie mit gutem Gewissen verzehren, weil wir das Mittagsessen entbehren mußten, und auch weil mein holdseliges Weibchen den Vorsitz dabei führt."

Bei diesen Worten suchten seine Blicke zärtlich die Augen Maria's, und mit Bestürzung sah er die Geliebte leichenblaß und zitternd sich an einen Sessel lehnen.

„Was ist dir?" rief er auf sie zuspringend. „Meine Geliebte, bist du krank? wie ist dir?"

Sie warf sich mit Heftigkeit in seine Arme und sagte: „Wohl, seitdem du wieder bei mir bist, verlaß mich nicht wieder so lange, guter Emmerich!"

„Ist's möglich!" rief er mit freudigem Schreck, „die Angst um mich machte dich krank?"

„O ich bin ein schwaches Weib", flüsterte sie, während sie ihr liebliches Gesicht, das jetzt vor Scham-röthe glühte, indem sie seine Treuherzigkeit betrog, an seiner Schulter verbarg.

„Geliebte meines Herzens", rief er entzückt, sie inniger an sich drückend, „Licht, Seele meines Lebens!

nimmer, nimmer soll es mehr geschehen! verwünscht will ich sein, wenn ich dich je wieder kränke, dir je wieder die lieben, schönen, herrlichen Aeuglein netze. Vergib mir dies eine mal. Das Wild neckte mich hin und her. Und konnt' ich hoffen — — —"

„Laß mich", erwiderte sie doppelsinnig, sich seinen Armen entwindend; „Deine Güte beschämt mich. Ich fühle ganz meine Thorheit."

Der Fremde war nicht befangen genug, um nicht aus dem Entzücken, mit welchem Emmerich die Liebeszeichen seiner Gattin empfing, zu schließen, daß er ihrer wenig gewohnt sei. Seine Blicke lagen mit unruhiger Aufmerksamkeit auf den beiden. Aber noch lauernder schien das Auge Stephan's ihm bis ins tiefste Herz schauen zu wollen, und es wandte sich nur von ihm, um auf den deutschen Diener zu fallen, der des Fremden Gepäck hereingebracht, und sich jetzt unter die Dienerschaft des Hauses gemischt hatte.

„Auf ein Wort, Bruder", sagte endlich der ältere Barcoczy zu Emmerich, als dieser sich wieder zu den Männern wandte, ihn abseits führend, „kennst du deinen Gast?"

„Er hat mir seinen Namen gesagt, ich habe ihn aber vergessen. Was geht es mich weiter an?“

„Es ist kein Ungar?“

„Er kommt wenigstens eben aus Deutschland. Aber wie kommst du zu der Neugierde? Pflegt etwa unsere Gastfreundschaft nach Nation, Titel und Würden verirrter Fremdlinge zu fragen, ehe sie ihre Thür öffnet?“

„Es sind bedenkliche Zeiten“, versetzte jener. „Es schleichen viele Kaiserliche im Lande umher, uns aufzulauern und anzuschwärzen in Wien. Nimm dich in Acht, daß es dir in Preßburg nicht schlimm geht.“

„Mag's sein!“ entgegnete Emmerich leichtsinnig; „dieser ist keiner davon, und wenn es wäre, mir könnt's gleichviel sein. Du weißt ja, ich habe nichts mehr zu schaffen mit euch. — Aber noch einmal, dieser ist keiner davon. Es ist ein hübscher, gesitteter Mann, mit dem sich gut leben läßt. Er reist zu seinem Vergnügen, und ist in unsere Berge verliebt. Ich fand ihn mit seinem Diener im Walde verirrt.“

Der Mann, der Stephan's Besorgnisse rege gemacht, hatte sich unterdessen einigemal vergeblich Maria

zu nähern gesucht: sie stand mit stolzer Kälte von ihm abgewendet und vermied jeden seiner Blicke. Er ließ endlich von seinem Bemühen ab, rieb sich die Hände, leerte sein Glas, und trat an das Fenster, bis Emmerich zu ihm kam und ihn noch einmal freundlich zu einer magyarischen Abendmahlzeit einlud.

Durch Maria's Güte heute zu lauter Freude aufgereizt, sprach Emmerich der Flasche tapfer zu, und unterließ auch nicht seinen Gast dringend, zu nöthigen. Stephan schien die Pflichten des Wirths mit ihm theilen zu wollen; auch er trank dem Fremden unaufhörlich zu, und suchte alle Vorwände, unter welchen dieser das allzu starke Trinken verweigerte, zu entkräften. Letzterer schien einige Verlegenheit unter des ältern Barons stechenden Blicken zu empfinden, doch beantwortete er dessen listig gestellte Fragen mit freundlicher Besonnenheit. Unaufgefordert erzählte er, er sei ein Maler aus Dresden und heiße Friedrich Sommer. Er fügte hinzu, er reise im Auftrag des jungen Prinzen August, um für dessen Cabinet Landschaften aufzunehmen. Eben komme er aus Italien. Er rief auch seinen Diener herbei, ihm aus seiner Reisemappe

einige skizzirte Zeichnungen zu bringen, welche bereits die schönsten Punkte der Donau- und Drauufer darstellten. Emmerich bewunderte freudig seine Kunst, sprach mit Wärme von seinem Lande, zeigte sein Mißvergnügen über die jetzige Lage desselben unverhohlen, und setzte hinzu, die Liebe habe ihn in den treuesten Unterthanen des österreichischen Hauses verwandelt. Dies Wort bekräftigen wollend, trank er auf die Gesundheit des Kaisers. Als die Mahlzeit geendet war, stand Maria, die während derselben meist in Gedanken gesessen und nur von Zeit zu Zeit Emmerich zugelächelt, auf, sich in ihr Gemach zu begeben. Emmerich rief schon nach neuen Flaschen, als auch Stephan sich erhob, indem er sprach:

„Vergönne mir zwei Worte, Bruder! Dein Gast wird uns entschuldigen. Ich muß heut' noch weiter und die Nacht rückt heran. Deine Hausfrau mag ihn unterhalten, bis ich dich entlasse."

Emmerich führte darauf den Fremden mit einigen höflichen Reden in Maria's Zimmer zurück, und, seiner Gattin freundlich Sorge für den Gast empfehlend, verließ er beide, ohne im mindesten den fassungslosen

Zustand gewahr zu werden, in welchen sein und des Fremden Erscheinen sie versetzte.

Als Emmerich das Zimmer verlassen, sah Ferdinand Szentirany — denn er war es — vorsichtig umher, nahte sich darauf Marien mit schnellen Schritten, und ihre Hand sanft fassend, sprach er leise:

„Maria, ich bin's!"

„Kaum trau' ich meinen Sinnen", erwiderte sie ebenso leise: „Ihr, Ferdinand Szentirany, und in diesem Hause!"

„Ja", versetzte er lebhaft, „bis in dies Haus, wo Haß und Liebe mir gleiche Gefahren drohen, dring' ich Euch nach."

„Mir nach!" rief sie bestürzt; „was sagt Ihr?"

„Mag es sein", fuhr er mit immer zärtlicher werdender Stimme fort, „daß schon verrätherische Netze mich umspinnen, daß des Mörders Dolch schon auf mich lauert: seh' ich Euch doch wieder!"

„Was sagt Ihr!" versetzte sie athemlos; „meinetwegen! nimmermehr!" fügte sie heftig hinzu, ihre Hand ihm entreißend.

„O meine Maria", sagte Ferdinand, „kann Euch

dies befremden? Fährt nicht der Bergmann in tiefe Schachten ein, den Schatz dort auszuspähen, den finstere Mächte in der Erde Schos gefangen halten? So trieb es mich in diese Bergesschluchten, die dich begraben, heller Edelstein! Ich finde, ich erkenne dich! doch leuchtender, strahlender als je seh' ich dich wieder!"

Während er dies mit Begeisterung sprach, hatte sich Maria vollkommen gesammelt. Sie fühlte es wieder deutlich, daß er sich durch sein Betragen zum Gegenstand ihres gerechtesten Zornes gemacht hatte. Als er geendet, sagte sie mit schneidender Kälte: „Spart Eure Worte, Herr von Szentiranyi, ihr süßer Klang stimmt wenig zu Eurer Handlungsweise!"

„Wie", rief er, indem er, da sie ihn nicht ansah, den Ausdruck des höchsten Erstaunens in seine Stimme legte, „wie, Ihr zweifelt an mir!"

„Stimmt schlecht auch", fuhr sie fort, „zu der Rolle, die Ihr hier als der Gastfreund Emmerich Barcoczy's spielt. Sprecht offen, was führt Euch, des Kaisers Kammerherrn und ergebenen Diener, in diese Berge? Welch ein kluger Plan, entdeckt es mir,

führt Euch zu den erklärten Feinden Eurer Partei? Kommt Ihr etwa vom wiener Hofe abgesendet, es künstlich auszuforschen, ob des kühnen, vielverfolgten Hauses Sinn endlich gebrochen? — Faßt Muth, Ihr mächtigen Männer!" fuhr sie mit leisem Hohne fort, „einem schwachen Weibe ist es gelungen, einen dieser Löwen zu zähmen. Mich liebt er, mir will er den theuern Gatten erhalten, darum hält er Ruhe. Dem Glück der Häuslichkeit hat er den alten Groll, sowie die alten Neigungen aufgeopfert."

„Maria! Grausame!" antwortete Ferdinand nach einer kurzen Pause, „was geläng' Euch nicht. Nur allzu wohl habt Ihr auch jetzt das Ziel getroffen, das Ihr Euch auserkort, im Uebermuth der Schönheit. Strafen wollt Ihr mich, den längst schon sein Vergehen — wenn's eines ist, dem Schicksale gehorchen — selbst gestraft. Ein jedes Eurer Worte drang wie ein schneidend Messer durch die Seele."

„Dem Schicksale gehorchen", versetzte sie lebhaft, „nennt Ihr dem eiteln Hange Eures Herzens folgen? O freilich, Euer Schicksal war, am Hofe in Glanz und Pracht zu erscheinen! Wie hätte doch dort die

arme einfältige Maria bestanden! Die junge Thörin, die es für lauter Ernst nahm, was Euer Mund ihr blos zum Scherz mit tausend Eidschwüren versicherte: daß ihre Augen Euch herrlicher strahlten, als aller Diamantenglanz der Kaiserin und ihrer Damen; daß das Gold ihrer Locken Euch köstlicher sei, als alles was Ihr jemals von Eurem Oheim zu hoffen hättet, wenn Ihr seinen Befehlen gehorchtet."

Ferdinand schwieg wieder eine Weile, dann sagte er in schmerzhaftem Ton: „Ihr seht mich starr stehen und sprachlos vor Erstaunen. Nach jahrelanger, heißer Sehnsucht finde ich Euch wieder, doch Ihr seid es, und seid es auch nicht. Es ist das süße Auge, die klare Stirn, der rosige Schimmer der Wangen, es ist noch die herrliche Gestalt, die Anmuth der Bewegung, aus deren Anschauen ich einstens Leben sog; o es ist mehr noch, es ist die Knospe, die sich zur Königin der Blumen in stolzer Freudigkeit entfaltet hat. Aber nicht die mir vertraute, sanfte Seele meiner Maria tönt von den Lippen wieder. Fremd erklingt mir Eure Rede. Ich fühl' es, der böse Geist des Mis-

trauens hat sich Eurer zarten Brust bemeistert, und lenkt Eure Zunge zu schneidenden, tödtlich schlimmen Worten!" —

Während er sprach, hatte sich Maria niedergesetzt und ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Die schöne, männliche Stimme drang schmeichelnd in ihr Ohr, in ihr Herz. Jetzt rief sie heftig:

„O könntet Ihr Euer Thun vertheidigen! o könntet Ihr Euch entlasten von der schweren Schuld, die mich an Eurer Statt zu Boden drückt! Ihr könnt es nicht; vor meinem Herzen könnt Ihr's nicht. Denn alle meine Thränen löschten nicht aus, was die Erinnerung mir mit Flammenzügen in die Seele schrieb. Ein harmloses Kind war ich", fuhr sie, sich in wehmüthigem Rückblick verlierend, fort, „von frommen Aeltern in Gottesfurcht und in strenger Stille erzogen, an Noth und bittere Armuth früh gewöhnt, mich keiner Lust der Jugend je erfreuend, fand ich doch ein bescheidenes Glück in meinem Busen. Bis Euer Erscheinen, Euer kühnes Nahen und Eure Liebesschwüre mir meinen stillen Frieden auf ewig raubten."

„Und bot dir, meine Maria", fragte er, ihre

Hand zärtlich an seine Brust drückend, „die Liebe nicht den köstlichsten Ersatz?“

„Ja“, antwortete sie weinend, „glücklich war ich Eine süße Stunde. Ich war es, bis mich der Befehl der harten Verwandten jenem eigensüchtigen Greise übergab. Ihr wißt es, Ferdinand, ich schrieb an Euch, meine Hand bebte, meine Thränen befeuchteten das Blatt. Um Rettung bat ich Euch; demüthig fleht' ich, was Eure Schwüre und meine Liebe zu fordern mich berechtigten. In meiner Kammer saß ich in Thränen Eurer harrend, Eurer Botschaft. Ach, umsonst. Ein Tag nach dem andern verstrich. Der Hochzeitmorgen brach an, Ihr erschient nicht. Ein Opfer ward ich geschmückt vor den Altar geführt, Ihr aber“ — — —

„Durft' ich es wagen“, unterbrach er sie, „an mein dunkles Los das Eurer süßen Jugend anzuknüpfen? Ich der jüngste Sohn meines Hauses, von des Oheims karg zugemessener Gnade lebend. Durft' ich, während Euch ein Anderer Schätze bot, es wagen, Euch, dere schönes Haupt nur die apostolische Krone würdig zier würde, einem Leben voll Noth und Elend zuzuführ

Verkennt es nicht! Liebe, Liebe allein war es, die mich leitete. Das aber ist die wahre nicht, die eigensüchtig sich selbst bedenkt, nur im Besitz beglückt."

„Nein, Ferdinand", rief Maria leidenschaftlich, „Ihr habt nie geliebt! Ihr hättet es empfinden müssen, ein zärtlich Herz verschmähe gern die Welt und ihre Schätze, wenn nicht die Hand der Liebe sie ihm bietet. Ihr hättet es wissen müssen, daß es ihm süßer sei, mit dem Auserwählten am Wanderstab von Thür zu Thür zu gehen, vom menschlichen Erbarmen lebend — aber", unterbrach sie sich erschrocken, „wohin verirr' ich mich? Wie ist mir denn? Gott! was hab' ich gesagt? Seid schuldig, seid es nicht, mir seid Ihr fremd. Bin ich nicht die Frau Emmerich Barcoczy's? Eures Feindes? Was drängt Ihr Euch von neuem zwischen mich und meinen Frieden? Geht! Geht! warum ruft Ihr in mir wach, was schon die Zeit in Schlaf zu wiegen begann? —"

Maria war in der höchsten Bewegung. Ihr Herz klopfte ungestüm. Ihre Wangen brannten, abwehrend streckte sie beide Hände gegen ihn aus, und sank in den Sessel zurück. Ferdinand hätte weder Liebhaber

noch Hofmann sein müssen, wenn er diesen Moment ungenutzt hätte vorübergehen lassen.

„Nein, nein", rief er, zu ihren Füßen niederstürzend, „laßt vielmehr es mich zum ewigen Leben wecken. O laß mich Worte finden, Zauberformeln, die den schwarzen Dämon bannen, welcher dein Herz mit blindem Wahn gefangen hält. Doch nicht der Worte braucht es. Daß du mich hier siehst, in diesen Mauern, dir treu geblieben sechs Jahre lang mitten unter den Lockungen eines glänzenden Hofs — ist es ein Zeugniß unwürdiger Vergessenheit? So strafe mich denn! mein Leben, meine Freiheit sind in deiner Hand. Sprich meinen Namen aus, und die Flamme deines Zornes löscht sich in den Strömen meines Herzblutes! Jene Räuber, jene Brüder sind zur rechten Stunde beisammen. Ein einzig Wort von dir, und sie werden begierig den Vortheil ergreifen, den meine Wehrlosigkeit ihnen gibt. Theokeoli haßt uns wie den Tod, und diese Barcoczys werden triumphiren, ihren Kaiser in einem seiner treuesten Diener kränken zu können, meinen Oheim in seinem Neffen."

„O haltet ein!" rief Maria außer sich, „Ihr

verkennt Emmerich, verkennt mich. Was quält Ihr mich? Verlaßt mich, und laßt mich Euch nimmer, nimmer wiedersehen!“

„O nein, ich will ihn festhalten, diesen köstlichen Moment! Bald kehrt der, der sich erfrecht, sich Euer Gatte zu nennen, zurück. Nur wenige Minuten bleiben mir. Hört mich!“ fuhr er fort, indem er aufstand; „ja, ich verließ Preßburg mit zerrissenem Herzen. Ich folgte des Oheims Ruf, betrat des Hofes glatte Bahn. Ich fand Glanz und Ehre. Es schien als ob das Glück Reue fühlte, als wollte es mir durch tausend Gaben ersetzen, daß es mir Eine unschätzbare Gabe entzogen. Der Kaiser überschüttete mich mit Gnade, der erste Minister schenkte mir seine Gunst. Aber ich war nicht glücklich. Wählt unter den Schönen unsers Hofes, sagte die Kaiserin. Aber keine war schön neben dir. Da hörte ich: du seist frei. Ich warf mich meinem Herrn zu Füßen, ich bat ihn um Urlaub, ich sprach ihm von dir. Geht, sagte der gefühlvolle Fürst, gebt unserm Hofe diesen Schmuck, bringt meiner Gemahlin eine treue Dienerin, eine Freundin. Ich eile auf Flügeln der Liebe nach Preß-

burg, kein Zweifel kommt in mein Herz — meiner Maria Liebe ist ewig, sag' ich mir, wie die meine ewig ist. Ich komme; ich höre erstarrt, du seist in den ruchlosen Händen eines Räubers, eines Hochverräthers, eines Aufrührers. Zorn füllt meine ganze Seele; allein mein Entschluß ist gefaßt: dich retten, dich besitzen oder sterben. Ich bedurfte der List, mich in dies wohlverwahrte Haus einzuführen. Ich bin hier und —"

Jetzt unterbrach Emmerich, mit herzlicher Entschuldigung seiner langen Abwesenheit, das Gespräch; Ferdinand begann sogleich mit ruhiger Fassung ein neues, während welchem Maria sich still und leidend verhielt. Emmerich war etwas zerstreut. Die Unterredung mit Stephan hatte sichtlich auf seine Stimmung gewirkt. So ging der Abend hin.

Den folgenden Morgen schien der Reisende wieder aufbrechen zu wollen, allein sein Wirth bat ihn mit aller herzlichen Gastfreundlichkeit seiner Landsleute zu verweilen. Er schlug ihm vor, Samosko zu seinem Aufenthalt zu wählen, solange er in dieser Gegend sei, und von hier aus, seinem Zwecke günstige Streifereien

in die Gebirge zu machen. Er selbst, erbot er sich, wolle ihn an verschiedene schöne Stellen geleiten, und in den unwirthbarern Gegenden sein Führer sein. Der Fremde nahm nach einigen bescheidenen Weigerungen Einladung und Versprechen dankbar an, und schon beim ersten Frühstück ward die Sache völlig verabredet. Maria saß während der Verhandlungen schweigend mit hochklopfendem Herzen da. Als ihr Gemahl sie aufforderte, in seine Einladung einzustimmen, that sie es, nach seiner Meinung, mit so ungastfreundlicher Kälte, daß dieser, die ihm heiligen Gesetze der Hospitalität dadurch verletzt glaubend, sich veranlaßt fühlte, noch dringender zu werden. An Ungleichheit in Maria's Betragen gewöhnt, fand er, arglos und wenig beobachtend wie er war, auch jetzt nichts Auffallendes an ihr.

So ahnte er nicht, was seine unglückliche Gattin während der acht Tage litt, die der fremde Künstler ihr Gast war. Ihr Herz brach fast unter dem schweren Kampfe zwischen Liebe und ehelicher Pflicht, zwischen dem Wunsche glücklich zu sein und der Furcht unglücklich zu machen. Keinen Augenblick des Alleinseins mit

ihr ließ Ferdinand Szentiranyi ungenutzt vorübergehen. Immer wieder von neuem rollte er ein Gemälde vor ihr auf, das ihr die zärtlichste Liebe, endlich befriedigte Sehnsucht und als lockenden Hintergrund den Glanz des Hofs, die Freuden einer unbekannten Welt zeigte. Daß seine Treue nie gewankt, glaubte sie kaum mehr bezweifeln zu dürfen; kehrte er doch nach sechs Jahren wieder zu ihr zurück, er, der bei seiner glänzenden Bildung, bei seines Oheims Reichthum und Macht und des Kaisers Gunst, wie die Unerfahrene meinte, tausend vornehmere und schönere Mädchen hätte finden können, zu denen der Weg nicht durch Gefahren und Mühen ging, wie zu ihr. Alles was außer der Vorstellung einer ergebenen Treue die Phantasie einer Frau sonst noch beschäftigen und reizen kann, wußte Ferdinand überdem in Bewegung zu setzen, und auch hier kam ihm ihre gänzliche Unkenntniß der Welt und ihrer Verhältnisse sehr zu Hülfe. Mehr als einmal erinnerte er sie daran, daß schon der ganze Hof sie erwarte, daß sie die vertraute Dienerin, die Freundin ihrer Kaiserin sein solle, und er mußte heimlich lächeln über die Wirkung, die diese Vorstellung that. „O

Eitelkeit! o Weiber!“ sagte er für sich, und lächelnd ging er sichern Schrittes auf sein Ziel los.

Der arme Emmerich hingegen gebrauchte in seiner Treuherzigkeit nicht einmal die Waffen, die ihm zu Gebote standen und mit denen er vielleicht sogar einen so gefährlichen Liebhaber hätte besiegen können, als Ferdinand war; hätte er nur im Augenblicke, wo es nöthig war, sie zu führen verstanden. Durch immer dringender werdende Aufforderungen, sich einer neuen Verbindung zu Gunsten Theokeoli's anzuschließen, auf das lebhafteste beunruhigt, war er in diesen Tagen gerade, und zwar zum ersten male während seiner Ehe, mehr mit seinem Vaterlande als mit seiner Liebe beschäftigt. Zerstreut und unentschlossen, ward er, wenn er sich bei Maria zu erheitern wünschte, durch ihre Verstimmung und trübe Laune nur selbst noch verstimmter. Dagegen fand er in der Unterhaltung mit dem heiter-besonnenen, ruhig-gefaßten Gaste einige Erholung, und er gab daher zu, daß sich Maria häufig in ihr einsames Gemach zurückzog.

Und doch mußte Maria im Grunde ihres Herzens von seiner unveränderlichen Liebe überzeugt sein, denn

zuletzt war es fast allein Mitleiden, was sie abhielt, in die Trennung von ihm zu willigen. Nach und nach war es Ferdinand's Beredsamkeit beinahe gelungen, sie glauben zu machen, sie begehe durchaus kein moralisches Unrecht oder keine Sünde, wie man sich zu jener Zeit auszudrücken pflegte, wenn sie einen Mann verließe, der nur durch Zwang zum Besitz ihrer Hand gelangt war.

„Blieb dir eine andere Wahl?" sagte er. „Und weiß er nicht so gut wie du, daß dir keine blieb, daß du nur seine Gattin wurdest, deine Ehre zu retten? Wer hat je den Gefangenen eines Unrechts geziehen, der auf seine Befreiung bedacht ist, ohne an die Verantwortlichkeit seines Kerkermeisters zu denken? Soll er in Fesseln bleiben, um ihn nicht ins Verderben zu stürzen? soll er die Ketten darum ewig tragen, weil er sich einmal ihrer nicht hat erwehren können? — Dein Wort vor dem Altare? — Aber wem hast du es gegeben? Einem Manne, der von seinem Gotte, der von deiner Religion abgefallen ist, einem Ketzer. Der Himmel hat deinen Eid nicht gehört; er hat ihn nicht angenommen, denn du durftest ihn nicht schwören.

Der Staat erkennt ihn nicht an, denn du durftest dein Vermögen nicht einem Aufrührer, einem Hochverräther schenken, der es verwendet, sich Spießgesellen zu werben und neue Ränke gegen die heilige Person seines Kaisers zu schmieden. Und in welches grenzenlose Verderben wird, muß die Verbindung mit diesen Barcoczys dich einst noch stürzen, wenn du eigensinnig in einer Verblendung beharrst, die du Pflicht nennst. Du schmeichelst dir, der Friede sei vor der Thür; er werde dir erlauben, in eine Welt zurückzukehren, der du angehörst. Aber wie wenig kennst du den Stand der Angelegenheiten dieser Barcoczys. Es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß sie, nebst dem Grafen selbst, als die ersten Anstifter dieser letzten Empörung, von der Amnestie ausgeschlossen bleiben. Emmerich verräth seinen gänzlichen Mangel an Urtheilskraft, wenn er thörichterweise glaubt, Verbrechen dieser Art dürfe ein Monarch verzeihen. Bleibt ihm etwas anderes, als zu Theokeoli zurückzukehren? In deine Wohnung wirst du rohe Muselmänner eindringen sehen, Tatarenhorden werden deine Mägde als Sklavinnen fortschleppen. Sag' nicht, sie kommen als Freunde,

als Verbündete. Blicke nach der nachbarlichen Walachei, nach der Moldau, diesen Schutzländern der Gottlosen, und du wirst es fühlen, ihre Freundschaft ist entsetzlicher als die Feindschaft christlicher Mächte. Fern im Heere der Aufrührer kämpfend, wird Emmerich dich nicht schützen können, wenn er auch wollte. Maria! — ein wüthender Schmerz faßt meinen Busen bei dem Gedanken, daß auch du als reizende Beute mit fortgeführt, im Harem irgendeines verworfenen Ungläubigen verblühen solltest! Du, die du mit einem einzigen muthigen Schritte die Zierde des Kaiserhofs, die geliebte und verehrte Hausfrau eines Mannes sein könntest, dem alle Gunst und Gnade seines Herrn nicht deinen Verlust ersetzen konnte." —

Dies und Aehnliches hörte Maria täglich. Keiner unter Ferdinand's Gründen blieb ohne Eindruck auf ihr Gemüth. Und selbst wenn der Gang der Begebenheiten sie nicht in das schreckliche Unglück führte, auf welches Ferdinand hindeutete, war nicht auch das, was sie hauptsächlich hier hielt, Emmerich's Liebe, ihr selbst schon oft als das Werkzeug erschienen, ihre Reichthümer einer unruhigen Partei zuzuwenden? Sie

kam auf diese Weise dahin, es sich als Großmuth, als zarte Gewissenhaftigkeit anzurechnen, daß sie einen Schritt nicht thun wolle, zu welchem die an ihr verübte Gewalt sie zu berechtigen schien: daß sie ihn blos aus Rücksicht auf das Glück eines Mannes zu thun verschmähe, der sich so schwer gegen sie vergangen, und damit ihr eigenes Glück opfere. Allein ihrer Empfindung gegen den, dem sie dies Opfer brachte, mischte sich nach und nach etwas unsäglich Bitteres bei, um so mehr, da er jetzt gerade ihren Werth und ihre Güte weniger zu erkennen schien. Immer mehr versenkte sie sich in jenes verderbliche Mitleiden mit sich selbst, das auf die Dauer selbst starke Herzen entkräftet, schwächere aber ganz zu Grunde richtet. Ferdinand's Dringen setzte sie zwar ein wiederholtes Nein entgegen, aber dieses Nein ward von so vielen heißen Thränen begleitet, daß auch ein minder erfahrener Mann nicht den Muth verloren haben würde.

Am neunten Morgen saßen alle drei beim Frühstück, als ein vertrauter Diener dem Hausherrn einen Brief überbrachte, den, wie er sagte, ein geheimnißvoller und schnell wieder verschwindender Bote abge-

geben habe. Emmerich veränderte die Farbe, als er die wenigen Zeilen flüchtig überblickt. Er stand auf, ging unruhig auf und nieder und endlich aus dem Zimmer.

„Das Schreiben ist von Theokeoli", sagte Ferdinand flüsternd und Maria näher rückend. „Es bescheidet Emmerich an einen Ort, wo schon mehrere seiner alten Anhänger versammelt sind und sich mit Hülfe des Seraskiers von neuem rüsten, Moncacz zu entsetzen, das der General Karaffa bedroht. Gib Acht! Emmerich wird schnell verreisen; die Stunde ist da — entschließe dich, meine Maria!" —

Emmerich hatte wirklich die Hand seines Herrn und Freundes erkannt; aber anders, als Ferdinand ihn andeutete, lautete der Inhalt. Schon war ein dunkles Gerücht nach Samosko gekommen, Graf Theokeoli sei vom Seraskier verrätherischerweise gefangen genommen und dem General Karaffa übergeben worden. Die Worte des Briefs bestätigten wenigstens einen Theil dieses Gerüchtes. Er war in lateinischer Sprache abgefaßt und enthielt Folgendes:

„Dies Wort der Freund dem Freunde! — Emmerich

Barcoczy, ich grüße dich aus der Gefangenschaft. Du hattest recht, mich vor dem Bunde mit Ungläubigen und Verräthern zu warnen. Uebermorgen will der Seraskier mich nach Adrianopel abführen lassen. Bist du derselbe noch, der mir geschworen, stets zu meinen Diensten zu sein, wo es meine Ehre oder mein Leben gilt, so begib dich auf der Stelle so heimlich als möglich nach Veresmart. Dort wirst du Ketzer, Petroczy, Kendi und andere Getreue finden. Eurem vereinigten Muthe oder eurer List wird es gelingen, mich zu befreien. Von ihnen erfährst du das Nähere. Ich verlasse diese Verräther und, nach Polen flüchtend, werfe ich mich Sobieski in die Arme. Emmerich! ich baue auf dich. E. T."

Was des Freiherrn Wangen verfärbt, als er diesen Brief zuerst las, war keineswegs der Gedanke an die eigene Gefahr bei einem solchen Unternehmen: die Folgen dieses Schrittes waren es, die sich nebst Besorgniß um den Freund plötzlich vor seine Seele drängten. Auf dem Punkte, seinen Frieden mit dem Kaiser zu schließen, war es ihm klar, daß er sich durch die Befreiung Theokoli's wieder als dessen

entschiedener Anhänger darstellte. Er fühlte außerdem, daß er diesem, wenn der einzige Umstand, um dessentwillen er ihn verlassen, die Verbindung mit den Ungläubigen, gehoben wäre, seinen Beistand jetzt nicht mehr versagen dürfe, wo noch kein neuer Eid an Oesterreich ihn band. Die Pforte schien äußerst geneigt zum Frieden; nicht weniger Fürst Apafi. Dagegen gestaltete sich das Verhältniß zwischen dem Kaiser und Frankreich von neuem feindlich; es war nicht unwahrscheinlich, daß der wieder ausbrechende Krieg auch Ungarn wieder in Flammen setzen werde. Emmerich hatte Kriegslust und Muth mit der Muttermilch eingesogen. Unter Kampf und Schlachten aufgewachsen, waren stets die rastloseste kriegerische Thätigkeit und die unumschränkte Freiheit eines solchen Krieges gerade wie seine Partei ihn geführt, die Elemente gewesen, aus denen er Lebensodem geschöpft. Aber Liebe und Häuslichkeit hatten ihn nun empfänglich für das Glück des Friedens gemacht. Er gedachte außerdem des ihm von Maria bei ihrer Vermählung abgedrungenen Versprechens, alles zu thun, was in seinen Kräften stände, sich den Kaiser zu versöhnen. Er gedachte auch

der Verpflichtung, die er übernommen, für seiner Gattin Vermögen zu sorgen, das durch einen neuen Uebertritt ganz verloren gehen mußte, da fast alle ihre Güter in einem Theile des Landes lagen, der dem Kaiser am schwersten genommen werden konnte.

„Wie dem auch sei", sagte er, „meinen Freund, meinen einst anerkannten Herrn darf ich in der Noth nicht verlassen. Ich will nach Veresmart. Alles biete ich auf, um ihn zu befreien. Ich will es, und wenn das ganze Heer ungläubiger Hunde ihn bewachte. Ich geleite ihn mit den Freunden über die polnische Grenze. Dann sag' ich mich los von ihm. Mein Arm gehört meinem Lande, nicht ihm. Nur Ehrsucht und selbstisches Misvergnügen kann ihn über die Vortheile verblenden, die diesem der Oedenburger Reichstag zu Wege gebracht. Ich erkläre es ihm unumwunden, verlasse ihn an der Grenze. Meinen Eiden getreu will ich nicht mehr für ihn, noch gegen ihn fechten."

Seine Stirn glühte bei der Vorstellung, einem neuen vaterländischen Kampfe müßig zuzusehen. Sein Herz flammte auf und alle seine angeborenen kriege-

rischen Neigungen erwachten. „Maria", sprach er leise, „ich opfere dir viel!"

Mit diesen Gefühlen ging er in das Zimmer zurück, in welchem er Maria mit dem Gaste gelassen. „Verzeiht", sagte er zu letzterm, „ein nothwendiges Geschäft zwingt mich zu einer kleinen Reise, von welcher ich frühestens in einigen Tagen zurückkehren kann. Es ziemt dem Wirthe nicht, sein Haus zu verlassen, wenn werthe Gäste es bewohnen, allein dringende Umstände müssen mich entschuldigen."

„Ihr beschämt mich", erwiderte Ferdinand; „ewig wird Euere Gastlichkeit und Güte meinem Herzen erinnerlich sein. Aber Nothwendigkeit trifft wunderbar mit Nothwendigkeit zusammen. Soeben eröffnete ich Euerer edeln Hausfrau, daß dies der letzte Tag sein müsse, wo mir das Glück vergönnt sei, in diesem Schlosse zu verweilen: wiederholt schon gemahnt es mich, daß ich allzu lange hier gesäumt. Freunde warten meiner seit dem Herbst in Preßburg, wohin ich ihnen von Wien aus zu folgen versprach. Ein späterer Einfall bestimmte mich nach Venedig zu gehen und in Ragusa zu landen. Sie sind ohne Nachricht von mir,

und ohne Zweifel in Besorgniß. Erlaubt, daß ich nun mit Euch zugleich dies Haus verlasse und mich westwärts wende, während Ihr Euch vielleicht nach einer andern Himmelsgegend kehrt."

„Nicht doch", versetzte Emmerich mit herzlicher Höflichkeit, „straft nicht meine Unart durch so plötzliche Abreise. Ich würde Euch dringend bitten hier zu verweilen, nähme ich meine Frau mit mir; da sie aber zu Hause bleibt, würde es sich bei Euerer Jugend und Wohlgestalt nicht schicken, daß Ihr in des Hausherrn Abwesenheit ihr Gesellschaft leistetet. Ich ersuch' Euch, macht eine von Euern Streifereien und kehrt in ein paar Tagen hierher zurück."

Der Fremde schien von Emmerich's Güte gerührt, führte aber so dringende Gründe seiner Weigerung an, daß dieser endlich abstand. Es ward demnach verabredet, sich sogleich reisefertig zu machen, und der Gast verließ das Gemach, die nöthigen Anordnungen zu treffen. Maria sah nicht ohne Bestürzung den Freund sich zu so schleunigem Aufbruch rüsten. Dunkle Gefühle des Schmerzes vereinigten sich in ihr mit dem Gedanken an eine drohende Zukunft, der durch den

geheimnißvollen Brief, welchen ihr Gemahl erhalten, durch die Versicherung Ferdinand's, er mahne ihn zu neuem Aufstand, und durch seinen schnellen Entschluß, sie auf so lange Zeit zu verlassen, wieder lebhafter aufgeregt und bestätigt ward. Demnach fühlte sie sich unmuthiger als je gegen Emmerich, und als dieser, nachdem er den Dienern einige Befehle gegeben, sich zu ihr setzte und sie, zärtlich die Trennung beklagend, liebevoll umarmen wollte, wand sie sich los und sagte schneidend:

„Darf ich mich wol unterstehen, Euch zu fragen, wer den Brief geschrieben, der Euch so unwiderruflich von mir treibt?"

„Du weißt, Schönste", erwiderte er gezwungen lächelnd, „unterstehen darfst du dich gegen deinen armen Sklaven alles. Aber darf er sich wol unterstehen, dir dies eine mal nicht zu antworten?"

„Ihr vielmehr wißt", entgegnete Maria bitter, „daß Ihr Euch alles erlauben dürft. Ich hätte mir die Frage ersparen können. Hört aber einmal ein ernstes Wort. Ich weiß zwar nicht, was in Euerm Briefe steht, allein ich kann vielleicht den Inhalt des-

selben errathen. Wenn er Euch etwa zu neuen gesetzwidrigen Handlungen auffordert, so bedenkt wohl, was Ihr thut. Den Frieden stören, Bürgerblut vergießen, um eigensinnig eingebildete Rechte zu behaupten, deren Verlust durch andere Vortheile ersetzt wird, kann nimmermehr gute Früchte tragen und wird zuletzt mit Landesverweisung oder schimpflichem Tod endigen. Erwägt dies alles wohl!"

Emmerich's Wangen überzog ein dunkles Roth; die Vorwürfe seiner Freunde, daß er unter unwürdiger Weiberherrschaft lebe, fielen ihm zum ersten male auf das Herz, und indem er fühlte, welch Opfer er ihr zu Liebe zu bringen gedenke, empfand er ihre Anmaßung doppelt verletzend.

„Liebes Kind", sagte er mit erkünstelter Gelassenheit, „schönen Frauen kleidet alles, nur nicht das Einmischen in politische Dinge; es ist gerade als wollt' ich mich an den Herd stellen, oder an den Stickrahmen setzen."

Maria schwieg beschämt und gereizt; eine kurze Pause entstand, die von dem eintretenden Ferdinand unterbrochen ward. Maria fuhr zusammen, als sie

den Freund in Reisekleidern, und im nämlichen Augenblicke die Pferde vorführen sah.

„Ihr seid bereit, und längeres Verweilen wäre uns beiden lästig", rief Emmerich, sich peinlichen Empfindungen durch schnellen Aufbruch entreißend. Er wendete sich zu Marien, ihr einen lauen Abschied zu sagen; als er sie aber ansah, ergriff ihn der Anblick der schönen, bleichen Gestalt wunderbar. Er umfaßte sie, hielt die sich Sträubende gewaltsam, und küßte sie mehrere male mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Die Sitte verstattete damals den Ehemännern nicht solche freie Liebkosungen in Gegenwart Fremder. Marien mußten diese doppelt verletzend sein vor den Augen des scheidenden Freundes; dreifach aber nach dem eben vorgefallenen Auftritt. Denn feingestimmte Frauen fühlen sich durch das blos sinnliche Wohlgefallen derjenigen, die ihnen Nichtachtung bezeigen, eher gekränkt als geschmeichelt. Zürnend entwand sie sich ihm, und es war in dem Augenblick etwas in ihrem Herzen gegen ihn, was fast Widerwillen war. Der Gast näherte sich ihr darauf und empfahl sich ihr mit aller Höflichkeit und Dankbarkeit eines wohlbewirtheten Fremdlings.

Keine Miene, kein Wort verrieth eine tiefere Empfindung. Bestürzt und stumm stand sie, sah beide Männer das Zimmer, das Haus verlassen. Eine unwillkürliche Bewegung führte sie an das Fenster. Die Männer schüttelten einander die Hände, wünschten sich alles Gute und sagten sich, wie es schien, ein ebenso herzliches als höfliches Lebewohl. Dann saßen sie auf, Ferdinand ritt nebst seinem Diener zum Thore hinaus und wendete sich links, Emmerich folgte ihm und kehrte sich rechts. Ihn begleiteten mehrere Knechte. Nun waren sie ihren Blicken entschwunden. Nun war sie ganz allein. Lange stand sie in der schmerzlichsten Betäubung; endlich machte ein Thränenstrom ihrem gepreßten Herzen Luft.

Sie konnte es nicht fassen, daß er so, so von ihr geschieden war! Nach einem solchen Aufenthalt, nach solchen Auftritten so ohne allen Abschied, ohne ein einziges herzliches Lebewohl. Deine Weigerungen haben ihn endlich ermüdet, sagte sie zu sich selbst. Ach! aber sie wollte ihn ja nicht besitzen, sie wollte es ihm ja nur noch einmal sagen, daß sie lieber unglücklich sein wolle als eine Ehebrecherin. Nur noch einmal sehen, noch einmal segnen wollte sie ihn. Lange dachte sie,

er könne so nicht geschieden sein, er müsse, müsse wiederkehren. Aber der Tag schlich langsam hin, und sie harrte seiner vergebens. Schon dämmerte der Abend, als sie es in ihren Zimmern nicht mehr aushalten konnte; sie nahm ihren Pelz um, hing einen Schleier über und sagte ihren Leuten, sie wolle nur einen Augenblick frische Luft im Garten schöpfen. Allein sie ging nicht in den Garten, sondern den Schloßberg hinunter auf die Landstraße hinaus, die nach den südwestlichen Gegenden führte.

Eine unnennbare Angst trieb sie vorwärts, aber es ward dunkler und dunkler, und sie entschloß sich endlich zur Rückkehr. Indem sie noch einmal umherblickte, sah sie in geringer Entfernung eine weibliche Gestalt aus einer Bergschlucht hervortreten, die sie an der wunderlichen, fantastisch-zerlumpten Tracht für eine Zigeunerin erkannte. Das Weib trug ein halbnacktes Kind auf dem Arme; sie schien Marien, die auf der Fahrstraße mit schnellen kleinen Schritten wandelte, gar nicht zu bemerken; oben auf dem Bergpfad bleibend, hielt sie sich eine kleine Strecke hinter ihr, liebkoste ihrem Kinde, in einer Sprache, die aus ver-

schiedenen zusammengesetzt schien, fing aber plötzlich mit jugendlicher heller Stimme ein Lied zu singen an, das die Zuhörerin erschütterte.

Die Weise bewegte sich einförmig klagend zwischen wenigen Tönen hin und her. Die Worte waren im reinsten Serbisch und ein kurzes Sinnen der Sängerin zwischen jeder Strophe ließ Maria glauben, daß das Lied ein Erguß augenblicklicher Empfindung sei, oder aus dunkler Erinnerung jetzt erst zusammengesetzt werde. Es lautete:

Wehe mir! was stöhnet dort für Klage?
Läuten Glocken? schreit ein grauer Kukuk?
Wehe! wehe!
Wären's Glocken, tönten hoch vom Thurme,
Wär's ein Kukuk, säß in Baumeswipfeln.
Leide! leide!
Ist's das Mädchen auf dem steilen Bergpfad?
Ist's auf ihrem Arm der liebe Knabe?
Wehe! wehe!
Blutzerrissen ist ihr weißes Antlitz,
Blutverschwollen ihre schwarzen Aeuglein,
Leide! leide!
Blutzerstampfet ihre leichten Füße,
Blutdurchfeuchtet ihre gelben Stiefeln.
Wehe! wehe!
Liebster! zechest du im weißen Hause?
Liebster! jagest du im grünen Walde!
Leide! leide!

Gib mir deinen rundgeflechten Mantel,
Daß ich deinen Knaben mit verhülle!
Wehe! wehe!
Gib mir deine schwarze Wolfsfellmütze,
Daß ich drin mein Angesicht verberge.
Leide! leide!
Mit der Geisel trieb mich meine Mutter:
„Hündin! suche deinen fremden Buhlen!“
Wehe! wehe!
Nun drei Jahre schon, drei Tag' und Nächte,
Liebster! such' ich dich in Berg und Wäldern.
Leide! leide!
Such' im weißen Zelt dich mit dem Knaben,
Such' dich unter Leichen auf der Wahlstatt.
Wehe! wehe!
Braust der Sturm und löst das schwarze Haar mir;
Liebster! nimm mich auf im weißen Hause!
Leide! leide!
Fällt der Schnee, und starrt vor Frost mein Büblein,
Liebster! nimm uns auf am warmen Herde!
Wehe! wehe!

Maria, nur mit einer andern slawischen Mundart bekannt, verstand nicht alle Worte des Liedes. Aber sie verstand genug, um es ihrem eigenen Zustande gemäß zu finden. Auf der Bergstraße umherirrend, den Geliebten suchend, hätte auch sie gern ihr Leid und Wehegeschrei den Lüften vertraut. Was aber von besonders ergreifender Wirkung für sie war, ist ein Geheimniß des Liedes, das sich in keiner Uebersetzung

wiedergeben läßt. Indem nämlich die Sängerin jedem ihrer Strophenpaare ein schmerzliches Lele, Lele! oder Lado, Lado! (wehe! und leide!) nachsendete, schien sie zu gleicher Zeit die Götter der Liebe anzurufen, die in altslawischer Mythologie wunderbar-bedeutsam diese Namen führten. Lado! Lele! tönte es in Maria's Herzen nach.

Im Zuhören hatte sie unwillkürlich die Schritte ein wenig gehemmt, sodaß die kräftiger schreitende Zigeunerin sie bald eingeholt hatte. Kaum bemerkte die Fremde sie, als sie sie anrief und sie in verdorbenstem Ungarisch, aber mit morgenländisch-höflicher Art begrüßte.

„Allerschönste Dame", rief sie, „nimmer verwelke die Blume deiner Gesundheit! nie versieche der Quell deiner Liebesfreuden! vor dir fliehe die giftige Schlange und die schwarze Pest, die tödtende! — sage mir, bin ich noch weit von Samosko?"

Maria hatte die Grüße mit anmuthigem Kopfneigen beantwortet; bei der letzten Frage sah sie etwas bestürzt auf: „Sucht Ihr dort ein Nachtquartier?" war ihre Gegenfrage.

„Ich hab' mir die armen Füße aufgelaufen, bin wund und todesmüde: keine Seele würde mir's irgendwo verweigern. Aber sagt mir, ist's noch weit?"

„Ganz nahe", entgegnete Maria, „auch mein Weg führt dorthin."

„Das ist gut", erwiderte die Zigeunerin, indem sie sich anschickte die steile Bergwand hinunterzuklimmen. Die Mühe schien klein für ihre geschmeidigen Glieder. In wenigen Augenblicken ging sie Maria zur Seite. Diese konnte sie nun bequemer betrachten.

Sie sah eine große schlanke Gestalt von kaum achtzehn Jahren, mit kräftigen aber nicht rohen Gliedern. In dem länglichen, orientalisch schön geformten Gesicht war nicht zugleich die orientalische Starrheit, die tödlich kalte Regelrechtigkeit der Züge, die dem fühlenden abendländischen Beschauer das Herz zusammenziehen kann. Es war im Gegentheil eine gemäßigte Beweglichkeit darin, welche die Seele nicht verleugnete und die dem Gesicht einigen Reiz gegeben haben würde, auch wenn weniger glänzende schwarze Augen daraus hervorgestrahlt hätten. Blendend weiße Zähne, rabenschwarze, dicke Haarflechten schienen ihrem Volks-

ſtamm anzugehören; ſo auch die entſtellende Farbe der Haut, und wenn das Lied von einem „weißen Antlitz" ſang, ſo war das Beiwort vielleicht nur aus andern ſerbiſchen oder walachiſchen Geſängen entlehnt. Luft und Anſtrengung hatten indeſſen heute die Wangen der Pilgerin kräftig geröthet, daß ſie mehr anmuthig braun als widerlich gelb erſchienen. Das ſchwarze Tuch, das ſie um den Kopf geſchlungen hatte, ſtand ihr wohl, es war vielfältig mit dunkelrothen Bändern umwickelt, und ringsumher mit großen und kleinen Silbermünzen behängt, die einen Halbkreis um die Stirn bildeten. Einige Stücke fehlten und ſchienen zur Reiſezehrung angewendet zu ſein. Ueberhaupt verrieth die ganze Tracht einen halb zu Grunde gerichteten Wohlſtand, eine durch die Länge der Zeit verblichene und untergegangene Pracht. Der kurze ſchwarze Rock des jungen Weibes war einmal mit goldenen Treſſen beſetzt geweſen, die jetzt ſtückweiſe an ihm herunterhingen. Das vergelbte Hemd, das unter der Bruſt von einem alten golddurchwirkten Gürtel gehalten war und in einem Bauſch über den Rock hing, war vielfach zerriſſen, aber trotz dieſes veralteten Zuſtandes waren

seine weiten Aermel zierlich mit rothen Bändern umschlungen, und statt der Knöpfe waren an Hals und Hand bunte Steine befestigt. Auch die Brust schmückten viele Schnuren farbiger Glasperlen, an denen in der wunderlichsten Vereinigung ein kleines Crucifix und allerlei morgenländische Talismane hingen. Keine Strümpfe deckten die Füße, und an den gelben, nach des Liedes Worten blutdurchfeuchteten Stiefeln waren Sporen befestigt, die andeuteten, daß sie einen Theil ihrer Reise zu Pferde zu machen pflegte. Sie trug kein Arzneikästchen unter dem Arm, mit dem andere Zigeunerinnen als Dorfdoctorinnen das ungarische Land gewöhnlich durchziehen: ihre Pilgerschaft schien andern Zweck zu haben als Lebenserwerb. Ein viereckiges Tuch vom schlechtesten Pelzwerk, das zu dem geputzten Ganzen wenig paßte und offenbar erst auf der Reise angeschafft worden, war das Einzige was sie, unter dem Kinn zusammengebunden, etwas vor der Kälte schützte. Auch das ganz unbekleidete Kind war in ein solches Tuch gewickelt, und es war kläglich anzusehen, wie dasselbe, nur von unzureichender Größe, stets dies oder jenes Glied entblößt hervorblicken ließ. Der

Knabe selbst aber schien wenig danach zu fragen, und an alle Witterung gewöhnt, für Hitze und Kälte gleich unempfindlich, schaute er keck und trotzig in die Welt. So stand die Zigeunerin jetzt neben Maria, deren edle, einfache Gestalt, in blauatlasnen Pelzmantel gehüllt, den Kopf nonnenhaft mit dichten Schleiern verhängt, zu der abenteuerlich grotesken Figur den schneidendsten Gegensatz bildete.

Maria beugte sich mit einiger Zärtlichkeit zu dem armen Knaben, der aber mit kindischem, stets ungezügeltem Eigensinn sie gerade mit der Faust in das Gesicht schlug. Der Mutter Verweis war nur leicht:

„Still, Bübchen", sagte sie mit halbem Lächeln, „was schlägst du Weiber? Es ist ein kecker Wildfang", setzte sie gegen Marien hinzu.

Diese schritt stillschweigend weiter. „Sagt mir doch", hob die Zigeunerin wieder an, „allerschönste Dame, find' ich wol den Baron Barcoczy zu Hause in Samosko?"

„Welchen Baron Barcoczy meint Ihr?" fragte Maria, indem sie sich besann, was sie antworten sollte.

„Ei, ich meine den jungen, schönen, den Emmerich. Nach dem alten Wehrwolf, dem Stephan, möge eine Andere fragen.“

„Was wollt Ihr denn von Emmerich Barcoczy?“ fragte Maria ahnungsvoll.

„Ich will ihm was bringen, was ihm gehört.“

„Kennt Ihr ihn denn?“

„Das wollt' ich meinen“, versetzte jene mit bedeutsamem Lächeln. „Da Ihr nach Samosko so spät geht, seid Ihr wol gar seine Schwester, oder — —“

„Das bin ich“, versetzte Maria schnell, in ängstigendem Vorgefühl; „aber was wollt Ihr ihm denn bringen?“

Die Zigeunerin zögerte einen Augenblick. Dann sagte sie dreist: „Den kleinen Buben hier!“

Maria hatte zwar den Schleier vor das Gesicht gezogen, allein die Fremde mußte trotzdem eine Veränderung ihrer Züge wahrnehmen, denn sie fuhr fort:

„Deutet's mir nicht allzu übel. Die Schwestern, weiß wohl, haben's nicht gern von den Brüdern. Aber das Herz ist einmal so geschaffen. Das frägt nicht nach Stand und Würden, nicht nach Gott und

Kirche. Und seht, der Bub' ist auch christlich getauft. Ich hab's Emmerich versprechen müssen, als er schied."

Sie schlug das Fell zurück, worin sie das Kind trug, und zeigte ihr ein Heiligenbild, welches ihm um den Hals hing.

„Wäre es möglich!" entgegnete Maria, die unwillkürlich stehen geblieben war. „Emmerich!" — die verschiedensten Gefühle bestürmten ihr Herz.

„Wundert Euch nicht allzu sehr!" fuhr jene nicht ohne Bewegung fort. „Sagt mir lieber, finde ich Euern Bruder?"

„Emmerich findet Ihr nicht, wohl aber seine Frau."

Als die Zigeunerin nicht antwortete, blickte Maria auf und bemerkte, daß jene die Farbe verändert hatte und ihren Knaben fest an ihre Brust drückte.

„Armer Bub'!" sagte sie endlich. „Er ist also vermählt. Nun ich hätt's denken können, und hab's gedacht tausendmal, aber ich bin ihm treu geblieben drei Jahre lang — und vielleicht noch eins drüber, und hätte doch auch manchen schönen Fang thun können. Aber ich mochte keinen außer ihm. Aber der Emme-

rich ist doch brav, er wird sein altes braunes Liebchen nicht verstoßen. Schade nur, daß er nicht da ist. — Ich getraue mich nicht hin", setzte sie hinzu, indem sie stehen blieb. „Armer, nackter Bub'! — Sagt mir, ist die Frau böse?"

Ein tiefes Mitleiden ergriff Maria. „Sie ist's nicht, armes Mädchen!" erwiderte sie. „Kommt nur mit mir! Wo wollt Ihr jetzt hin? Ihr könnt zur Nacht kein Haus mehr erreichen, und dort ist Samosko."

„Meine Mutter hat mir's vorausgesagt", fing die Zigeunerin wieder an. „Sie hat mich wund und blutig geschlagen, aber ich mochte nicht von dem Emmerich lassen. Heirathen kann er mich freilich nicht; aber ein anderes Mädchen hätte er doch auch nicht nehmen sollen. Er hat mir auch tausendmal gesagt, er wollt's nicht, er wollte ein freier Kriegsmann bleiben sein Leben lang. Aber er ist auch sicherlich schuldlos. Gewiß ist's ein reiches Mädchen, das er sich genommen hat, weil ihm der Kaiser Hab und Gut geraubt. Allein im Herzen bewahrt er die Kossanja!"

„Der Abscheuliche!" rief Maria, von diesen Worten heftig ergriffen.

„Möge Euch der Hals weh thun!“ versetzte die Zigeunerin zürnend, „was schimpft Ihr den Bruder? Ihr mögt mir eine schöne Schwester sein. Was geht Ihr denn noch so spät auf der Landstraße?“

Sie waren jetzt dem Hause ganz nahe. „Nicht seine Schwester bin ich“, sagte Maria, „ich bin seine angetraute Frau“; und als wolle sie den Verdacht der Nebenbuhlerin, Emmerich habe sie nur wegen ihres Geldes gefreit, entkräften, schlug sie bei diesen Worten den Schleier zurück, der das reizendste, zarteste Gesicht in ganz Ungarn verhüllte.

Die Zigeunerin starrte sie lange unbeweglich an, und eine unbeschreibliche, aus Schreck, Schmerz und Furcht gemischte Empfindung sprach aus ihren Mienen. Sie öffnete die zuckenden Lippen, aber kein Ton war zu vernehmen. „Dann ist's wol aus“, sagte sie endlich. „Frau! ich will Euch nicht fluchen, aber segnen kann ich Euch auch nicht. Ihr seid weiß wie der heilige Geist, und schön wie eine Houri! Ihr habt es ihm nicht anzuhexen brauchen; das ging alles mit menschlichen Dingen zu, daß er Euerer Liebe nachtrachtete, denn Euer Gesicht ist glänzend weiß, wie der

Schnee auf dem heiligen Berge; Euere Lippen glühen, wie die Sonnenwolken am abendlichen Himmel. Aber das Gesicht ist doch nicht das Beste an uns, das Herz ist doch mehr werth! Und glaubt auch nicht, daß ich immer so vergrämt und hager gewesen, als ich jetzt vor Euch stehe. Die Kossanja war Euch ein schönes junges Blut, als sie vierzehn Jahr alt war und sie der Emmerich Barcoczy zum ersten mal fand, Gold waschend am Ufer der walachischen Aluta. Ihre Augen waren wie die schwarzen Schlehen auf dem Felde, ihre Brauen wie die kleinen Meerigel am Strande, und ihre Wangen wie der rothe Wein in der Herberg. Die jungen Bursche flammten alle in Glut auf, Christen und Gläubige. Die Muselmänner hätten Euch eine Moschee abgebrannt, wenn sie's hätte haben wollen, und die Raizen und Madschjaren schwuren, Gott solle sie erschlagen, wenn sie nicht die Donau hinaufschwämmen bis Wien, für einen Kuß von Kossanja's Lippen. Aber die Kossanja hatte blos den einzigen Christen lieb, und keinen Türken, und keinen von ihrem Volke. Aber als das Heer hinunter ins Zipser Comitat zog, und der Emmerich nicht wieder

kam und nichts von sich hören ließ, da zerkratzte sie sich das Gesicht und riß sich die Haare aus den Brauen, und weinte sich blind und härmte sich mager. O Emmerich! Emmerich!" setzte sie laut weinend hinzu, „du hast meine Schöne gemordet! O Emmerich! du hast mein Herz gebrochen! Mögen's dir die heiligen Engel verzeihen! — von mir hörst du nichts wieder, aber der arme Bub' hier soll ein Türke werden!"

Mit diesen heftig ausgestoßenen Worten wollte sie davoneilen, aber Maria hielt sie.

„Bleib", sagte sie, „armes Mädchen, um deines Knaben willen verweile diese Nacht hier! Morgen wollen wir das Weitere besprechen."

„Kommt er morgen?" fragte das braune Mädchen unschlüssig.

„Schwerlich vor einigen Tagen", erwiderte Maria.

Indem näherten sich mehrere Mägde, die, besorgt um die ausbleibende Frau, sie jetzt mit der Fremden erblickend, aus dem Hofe herbeieilten. Kaum sah die Zigeunerin sie, als sie sogleich sich kräftig Maria's zarter Hand entriß, indem sie die schmerzlichen Worte rief:

„Laßt mich fort, sie würden mich nur höhnen! Und Ihr am Ende auch mit Euerm Heiligenblick! Komm, komm, armes Emmerichskind; in das Waldgebirge will ich, und der kalte Stein soll mein Bette sein, der Weißdorn unser Abendbrot, und der Sturm heult uns das Schlaflied. Komm!“

So lief sie mit Windesschnelle den Schloßberg hinunter, und bald barg nächtliche Finsterniß die Gestalt der Fliehenden. Maria folgte ihren Dienerinnen in das Haus.

In ihrem Gemach angelangt, warf sie sich in der heftigsten Bewegung in einen Sessel. „Was hab' ich hören müssen“, rief sie schmerzvoll, „welchem Manne hab' ich mein Herz, mein Glück und das Glück des treuen Ferdinand aufgeopfert! Geliebt wenigstens wähnt' ich mich, und ich theile seinen Besitz mit einer elenden Landstreicherin, deren Volk der Menschheit Abschaum ist. Ehrlich wenigstens wähnt ich ihn, und er opfert einem verächtlichen Sinnenrausch ein armes Geschöpf, das nun in der Winternacht mit blutenden Füßen im Waldgebirge umherirrt, und viel-

leicht mir Unschuldigen flucht! Und an diesen Mann bin ich auf ewig gefesselt! O Ferdinand! o Ferdinand!"

Ein leises Geräusch — sie blickte auf, und Ferdinand stand vor der Erstarrenden. Er war in veränderter Tracht; ein weiter Reisemantel verbarg nur halb die kaiserliche Uniform.

„Maria", sprach er rasch, „jetzt ist der Augenblick da. Zögere nicht! ich habe einen Haufen Reiter mit mir. Ich war entschlossen, diesen Hof zu überfallen, wenn's sein müßte. Aber alles geht nach Wunsch. Ich fand Thor und Thüren offen, wie eine deiner Dienerinnen mir zugesagt. Zögere nicht, einzig Geliebte."

Er umfaßte zärtlich die schöne todtenbleiche Frau. Bis zur Willenlosigkeit entkräftet durch die namenlose Angst des Tages, heftiger als je aufgeregt durch die Entdeckung von Emmerich's Untreue, sank sie in die Arme des Verräthers: „Ich bin dein", stammelten ihre bebenden Lippen. „Thue was du willst!"

„So laß uns eilen, Geliebte!" rief Ferdinand und trug sie zur Thür. Aber sie hier niedersetzend fügte er hinzu: „Laß mich indessen auch für unsere Sicherheit sorgen. Gib mir den Schlüssel zu deinem

Schranke. Einen Augenblick nur", sprach er weiter, als sie zögerte, und löste ihr das Schlüsselbund, das sie nach Art der Hausfrauen am Gürtelbande trug. Schnell fand er den rechten, öffnete ein Kästchen und nahm verschiedene Papiere, Maria's Vermögen betreffend, und auch ihren Trauschein heraus. Er mußte sich während seines achttägigen Besuches von allem genau unterrichtet haben.

Mit einer Ohnmacht ringend, sah Maria nicht was er that. Sie fühlte sich von neuem aufgehoben und durch das vermittels der Sorgfalt der bestochenen Magd leer gehaltene Haus getragen. Vor der Hofthür harrten mehrere Männer, die sie eiligst in einem bereit stehenden Tragsessel die Anhöhe vor dem Hause hinabbrachten. Unten hielt eine kleine Schar Reiter, nach ihren Uniformen kaiserliche Soldaten. Ein Schlitten nahm die beiden Fliehenden hier auf und trug sie, von den Reitern geleitet, im Verlauf der Nacht nach Eperies, wo Kaiserliche standen. Unterdeß hatte Ferdinand Maria mitgetheilt, daß der General Karaffa selbst ihm diese Truppen anvertraut und daß der Feldprieſter im Lager vor Kaschau ihrer harre, ihre

Hand in die seinige zu legen. Bei dem kurzen Verweilen in Eperies zerriß er den Trauschein vor Maria's Augen, die schamglühend und verworren keinen Willen mehr zu haben wagte. Nur das Eine wünschte sie: Ungarn so bald als möglich zu verlassen. Fern vom Vaterlande, im geräuschvollen Leben der Hauptstadt, jedem äußerlichen Erinnerungspunkte entrückt, wähnte die Arme eher vergessen zu können. Ach! aber wenn es wahr ist, daß der stete Wechsel und Reiz des Neuen, daß das rastlose Rollen der Begebenheiten außer uns, daß der Zauber des in der fremden Welt entdeckten Schönen auch das kränkste Gemüth endlich stärken und heilen kann, sobald es der Schmerz ist, der es entkräftet hat, nicht die Schuld, die es zu Boden drückt: den Stachel des Gewissens zieht ihr nicht heraus, mit aller Anstrengung euers Willens; der verfolgenden Mahnerin entflieht ihr nicht im ungestümsten Wirbeltanz wechselnder Ereignisse und Erfahrungen!

Ferdinand gab den Bitten Maria's nach, verweilte im Lager Karaffa's nur so lange als nöthig, um sich mit der Geliebten trauen zu lassen und sich mit den nöthigen Bedürfnissen zu versehen, und war, durch die

überall ausgebreiteten kaiserlichen Truppen geschützt, bald auf der österreichischen Grenze. Wenige Wochen nach der Flucht aus Samosko empfing das glänzende Wien die Reisenden.

Nicht ohne bestimmte Absicht haben wir bis hierher unsere Erzählung Schritt für Schritt weiter geführt; ja vielleicht da gerade am längsten verweilt, wo sie still zu stehen schien. Denn nicht die Handlungen selbst sind es, die dem Menschen Werth geben und rauben, die ihm euern Beifall verschaffen, euere Verachtung zuziehen sollten. Erst wenn ihr genau den Weg kennen gelernt, den die Seele machte, ehe sie zum Ziel der That gelangte; erst wenn ihr wißt, welche äußern Kräfte dahin gewirkt, den innern Entschluß zu bilden, welchen Samen Erziehung und frühe, Herrschaft erringende Verhältnisse in des Menschen Brust gestreut, und in welchem Grade empfänglich für solche Saat ihn das Schicksal geschaffen hat — erst dann dürft ihr richten, bewundern und billigen, entschuldigen und verdammen. Widerrechtliche Handlungen, wie ihr sie Emmerich Barcoczy wiederholt begehen gesehen, werdet ihr ihm vielleicht um seiner Treuherzigkeit

willen verzeihen. Aber werdet ihr auch Maria gleiche Milde angedeihen lassen, die mit dem Gesetze, das die bürgerliche Gesellschaft zusammenhält, zugleich das der Moralität, der Religion übertrat, indem sie den heiligsten Eid brach? Gewiß, ihr werdet es, wenn ihr aufmerkend den Weg verfolgt, den das Schicksal die Arme leitete. Es gab ihr ein weiches, liebebedürftiges, heißes Herz, und versagte ihr jedes Mittel, diesem Herzen ein Gegengewicht in einer ausgebildeten Vernunft, in einer selbständigen Willenskraft zu geben, indem es sie immer wieder in neue untergeordnete oder aufgezwungene Verhältnisse führte. Es weigerte ihr die Erfüllung des heißen Jugendwunsches, um ihn durch mehrjähriges Entsagen zur unaufhaltsamen Glut werden zu lassen, ihr dann in einem verrätherischen Augenblick das lang ersenfzte Ziel dicht vor die Seele zu rücken. Von früher Jugend an in dem beschränktesten Kreise sich bewegend, verharrte sie länger als die Vernunft es wollte in dem jugendlichen Wahne, das Glück der Liebe sei ihre Bestimmung als Weib, ein Irrthum der eigentlich mehr unserer Zeit angehört, dem aber Maria ihre Individualität unterwarf. Wenn

wir indessen durch umständliche Darlegung innerer und äußerer Antriebe Emmerich zu reinigen, Maria zu entsündigen hofften: keine Leidenschaft, kein Drang der Umstände entschuldigt den Verräther, der umsichtig und berechnend Betrug und Arglist zu Hülfe rief, die heiligen Rechte der Gastfreundschaft mit Füßen trat und das heiligere Band der Ehe zerriß. Nicht die ungemäßigte Glut des Menschenherzens, die als Flamme auflodernd, verderblich um sich greifend, alle Schranken vernichtet; nicht die ungezügelte Kraft, die in wild ausbrechender Roheit zarte Blüten, liebliche Blumen zertritt — nicht das ist das größeste, das wahrhafteste Uebel der Welt: der kalte, schleichende Eigennutz ist es, die herzlose Selbstsucht, die mit ihrem Gefolge von Verrath, Trug und Heuchelei leicht den Sieg erringen, weil sie wissen was sie thun, während die Leidenschaft blindwüthend ihre eigenen Waffen zerbricht.

Im Verlauf von zwei fruchtbringenden Jahren kam Maria zu dieser Erkenntniß und lernte davon die schmerzlichste Anwendung machen. Ihr Geist bedurfte nur der Freiheit ihrer jetzigen Lage, um mit unbefangenerm, geschärfterm Blick alle Verhältnisse zu

überschauen. Mitten in der Welt und ihren mannichfachen Berührungen, konnte sie über Ferdinand nicht lange verblendet bleiben. Der verständige Leser hat bereits eingesehen, daß im Herzen desselben nie die wahre Liebe gewohnt. In seinen Jünglingsjahren hatte er sein Verhältniß zu dem schönsten Kinde in Ungarn als eine angenehme Unterhaltung betrachtet, wie er, halb ästhetisch, halb cavaliermäßig ausgebildet, sich überhaupt in empfindsamen Galanterien gefiel. Selbst arm, mit einem so armen Mädchen sich zu vermählen, kam ihm gar nicht in den Sinn; ebenso wenig wollte er sie unglücklich machen, denn er war kalt, ehrsüchtig und gleisnerisch, aber nicht sinnlich. Als der alte Opray um Maria warb, fand er es daher ganz natürlich, zurückzutreten und in Wien ein neues Glück zu suchen. Seine schöne Gestalt, seine glänzende Bildung verschaffte ihm bald die Gunst der Frauen und Männer; seine edle Geburt wie seines Oheims Ansehen bahnten ihm den Weg zu den höchsten Ehrenstellen. Aber Eins fehlte ihm: Vermögen. Eine reiche Heirath sollte diesem Uebel abhelfen. Allein *diese* Erbin war alt und häßlich, *jener* Ruf war befleckt

und die Vortheile der Heirath nicht groß genug, dies übersehen zu lassen. Sein Oheim schlug ihm ein drittes Mädchen vor, eine edle Ungarin, verwandt mit den gräflichen Häusern der Zrini und Nadasdi. Ihre Angehörigen waren günstig gestimmt, aber das Fräulein begab sich plötzlich in ein Kloster und erklärte ihnen von dort aus: lieber wolle sie den Schleier nehmen, als die Gattin eines Mannes werden, der, sein Vaterland verrathend, sich schmeichlerisch um die Gunst der Unterdrücker mühe und ehrlos die züchtigende Ruthe küsse. Der Oheim war verstimmt, Ferdinand gereizt. Da kam plötzlich ihm die Nachricht zu Ohren, der alte Opray sei todt, Maria frei. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Er reiste nach Preßburg, von einem Gute der schönen Witwe zum andern, bis er endlich hörte, daß ein Anderer ihm zuvorgekommen sei. Der Schlag kam unerwartet. Die lebhafte Erinnernng ihrer Schwäche für ihn, das Bewußtsein seiner Verstellungskunst und Liebenswürdigkeit, hatten ihn seiner Sache so gewiß gemacht, daß er sich sogar in einem unbesonnenen Augenblick hatte verleiten lassen, mit Sicherheit von dem Zweck seiner Reise zu sprechen.

Seine Ehre stand auf dem Spiele. Eher alles wagen, als durch Rückkehr ohne Gattin sich dem Gelächter des Hofes preisgeben. Daß nicht Liebe Maria in Samosko hielt, war aus der Art ihrer Vermählung leicht zu schließen; so wollte er denn versuchen, die vielleicht schlummernde Empfindung zu erwecken. Die Stellung der Barcoczys zum Hofe, die Zerrissenheit aller Rechtsverhältnisse in den Zeiten bürgerlicher Kriege, schienen ihn vor allen gefährlichen Folgen zu sichern.

In Samosko selbst sah er bald, wie seine Sache stand. Es kam nur darauf an, den Baron auf einige Tage zu entfernen. Theokeoli's Gefangennehmung durch Seitan Pascha gab ihm Veranlassung, in Emmerich's großmüthigem Herzen eine Saite anzuschlagen, die nicht ohne erschütternden Klang bleiben konnte.

In Wahrheit war der Graf nur darauf bedacht, sich die Pforte zu versöhnen, nicht aber von ihr abzufallen. Ferdinand, als Mitglied der Commission für die ungarischen Angelegenheiten, kannte Theokeoli's Hand genau. Seine Freunde in Karaffa's Lager

wußten ihm bald einen von dessen aufgefangenen Briefen an seine Gattin in Moncacz zu verschaffen, dessen Schrift er künstlich nachmalte. Nur allzu gut das menschliche Herz kennend, ließ er mit listiger Absicht Maria durch Bestürzung, Täuschung, Erwartung in denjenigen abgespannten Zustand gerathen, in welchem eine liebende Frau keine Willenskraft mehr behauptet. Das Erscheinen der Zigeunerin kam seinem Plane, ohne daß er es ahnte, zu Hülfe. So schien das Schicksal selbst ihm beizustehen und sein Opfer zu dem Abgrund zu geleiten.

Maria erfuhr zwar nie diese genauern Umstände, aber ihre eigene Einsicht mußte ihr bald sagen, daß sie ihrem Gemahl jede Art von Unredlichkeit zutrauen dürfe. Sie sah ihn mit habgierigem Eifer sich in den Besitz ihrer Güter setzen, deren Werth er auf das pünktlichste zu kennen schien. Beobachtete sie seine Stellung zum Hofe, so konnte ihrem Blick nicht entgehen, daß man ihn nur brauchte, aber, ihn mit Ehrenbezeugungen überhäufend, ihm keineswegs wahre Achtung zollte. Sein nunmehriger Reichthum und das Verdienst eines Vaterlandsverräthers erwarben ihm in

kurzem den Grafentitel, aber der Kaiser liebte ihn nicht, und die Bessern unter den Hofleuten vermieden wenigstens jede Annäherung. Offener zeigte sich der Haß seiner Landsleute. Die edelsten Häuser derselben waren ihm verschlossen, und selbst diejenigen vornehmen Ungarn, die der kaiserlichen Familie wahrhafte Ergebenheit bewiesen, theils persönlicher Vortheile wegen, theils weil es ihnen weise schien, sich dem Schicksal zu unterwerfen; selbst diese verachteten im Herzen den Mann, der mit emsiger Geschicklichkeit dem Unterdrücker die Fesseln schmieden half. Alles dies fühlte Maria, und es konnte nicht fehlen, daß das Bewußtsein, sie durchschaue ihn, auch auf sein Betragen gegen sie Einfluß hatte.

Schon anfänglich schien es ihr oft, er wolle mehr mit ihrer Schönheit prahlen, als daß sein Herz sich derselben freue. Ihre Blödigkeit, ihr Mangel an Gewandtheit machte ihn ungeduldig und verdrießlich, und blos wenn sie in Gesellschaften oder an öffentlichen Orten geglänzt hatte, bewundert worden war, nahm er wieder den galant zärtlichen, schmeichelnden Ton gegen sie an, der einst, ach! so verführerischen Reiz

für sie gehabt! Aber wie ihre Achtung gegen ihn abnahm, hielt er es auch der Mühe nicht mehr werth, seine Rolle gegen sie zu behaupten. Es bildete sich nach und nach ein kalthöfliches Verhältniß zwischen dem Ehepaar, wie es in der großen Welt schon damals nicht selten stattzufinden pflegte. Gemahl und Gemahlin besuchten verschiedene Kreise, sahen sich einander oft nur bei Tafel, und zwei Jahre nach der Flucht aus Samosko hätte der Hellsichtigste nicht mehr ahnen können, unter welchen Umständen einst ihre Ehe geschlossen ward.

Was Maria's grausam betrogenes Herz während dieser Zeit litt, sprechen keine Worte aus. Die Gegenwart lag lastend auf ihm, und kein Blick in die Zukunft konnte es erheben, keiner in die Vergangenheit es trösten. Nacht überall! Das größte Unglück, das eine Frau betreffen kann, ist einen verderbten Mann zu lieben. Das wahre Wesen der Liebe, besonders aber der weiblichen, ist die Verleugnung des eigenen Willens, Untergang der Selbständigkeit in dem Ich des Geliebten. Wehe dann dem Herzen, wenn es mit dem bessern Theile des Menschen in Zwiespalt geräth! Mit dem Glauben

an den sittlichen Werth des Geliebten geht jede Art von Glück in der Liebe unter.

Ist das Edlere in ihm nicht ganz verloren, ist es etwa die rohe Gewalt der Leidenschaft, die ihn stürzte, sie habe welchen Namen sie wolle, hat das Thier im Menschen etwa eine mehr als momentane Macht in ihm errungen und reißt ihn in die Tiefe des Verderbens, ja in den Schlamm der Gemeinheit, so ist's fast, als könnte neben der verlorenen Achtung doch noch in dem zartesten Herzen die liebende Empfindung für den Untergegangenen bestehen. Nur, daß die Flamme nicht mehr leuchtet! nicht mehr mit magischem Glanze die Welt rings umher erhellt! daß sie, eine verrätherische Glut, nur noch das Herz verzehren kann, welches sie widerwillig bergen muß. Aber tödlich jeder liebenden Schwachheit deiner Brust ist der schleichende Verrath, die wohlberechnende, trügerische Arglist, wenn du sie einmal unter der Larve erkannt hast. Unter den kalten Händen der niedrigen Eigensucht erstarrt dein Herz zu Eis. Deine Liebe ist todt. Du bist geheilt — aber glücklich?

So erlosch auch in Maria's Busen allmählich jede

Empfindung der Liebe für Ferdinand, und wenn sie zurückschaute, mit welchem Eigensinn sie so viele Jahre lang eine unbezwingliche Leidenschaft für ihn festgehalten, mußte sie sich gestehen, daß unter allen Räthseln der Natur der Mensch das unauflöslichste sei. Alles hatte sie nun, was sie sich in früher Jugend ersehnt: den Besitz des Geliebten, den Genuß von allen Schätzen der Kunst, von allem Schönen —, Reichthum, Glanz, Ehre obenein: aber alles das machte sie nicht glücklich. Mehr und mehr zog sie sich aus der Gesellschaft zurück, über deren Gehalt sich nur der Fernstehende täuschen kann, und jetzt erst, wo sie für sich nichts mehr zu wünschen und zu hoffen hatte, ward ihr die Einsamkeit ersprießlich. Sonst hatten ihre Stunden des Alleinseins liebende Träume, Thränen, Klagen, schwärmerische Chimären ausgefüllt; jetzt erst lernte sie sich umsehen, in sich hineinblicken und denken.

Ein Gegenstand indessen blieb noch immer übrig, den sie, je mehr ihn ihr die Zeit in die Ferne rückte, mit Schwärmerei betrachtete. Emmerich war es, dessen Gestalt glänzend aus dem nächtlichen Dunkel ringsum her-

vortrat. Nicht etwa, als ob ihre Empfindung für den beleidigten Gatten jetzt die Gestalt der Liebe angenommen hätte. Ihr schmerzlich belehrtes Herz schien für dieses Gefühl nicht mehr empfänglich zu sein. Aber schon das Ritterliche in Emmerich machte ihn geeignet, ihn, aus einer gewissen Sehweite betrachtet, von einer Glorie umgeben zu erblicken, die sein edler Eifer für Religion und Vaterland noch mehr erhellte, das Bewußtsein ihrer Schuld gegen ihn aber fast allzu blendend machte. Selbst die Erscheinung der Zigeunerin sah Maria jetzt aus einem andern Gesichtspunkte an. Gestand er nicht selbst freudig ein, daß erst die Liebe ihn veredelt, ihn zum bessern Menschen gemacht, die Liebe zu ihr? Und sagte die arme Kossanja nicht, sie habe nichts mehr von ihm gehört, seitdem er ins Zipser Comitat zog? Hatte er Sie nicht dort kennen gelernt, und wenn er gefehlt, hatte er es gegen sie? Auch seine vermeintliche Absicht, von neuem sich Theokeoli anzuschließen, betrachtete sie jetzt mit ganz verändertem Urtheil. Nun erst hatte erweiterte Kenntniß der Geschichte ihr den Kampf der Ungarn begreiflich gemacht. Der alte Opray hatte in dem Widerstande der Nation

einen strafwürdigen Aufruhr gesehen; sie hatte es ihm auf das Wort geglaubt, und ohne je selbst nachzudenken, wer hier recht, wer unrecht habe, hatten ihr die gebildetern Sitten der Fremden mehr zugesagt als die Roheit ihrer Landsleute. In der Dunkelheit jugendlich-weiblicher Begriffe hatte ihr Herz auf diese Weise die Partei der Fremden ergriffen. In der Ferne, in der Fremde ward ihr erst das Vaterland lieb, heilig. Sie mußte sich als eine daraus Verbannte ansehen, denn das Bewußtsein ihrer Schuld gegen den, welchen sie als seinen Repräsentanten betrachtete, raubte ihr den Muth, je dahin zurückkehren zu wollen. Aber alle ihre Wünsche sendete sie dahin, wo schon Misvergnügen und Unwillen von neuem sich lebhafter zu regen begannen. Zwar lernte sie, je mehr sich ihre Begriffe aufklärten, je deutlicher das Mangelhafte, ja Verderbliche einer Verfassung einsehen, die nur einige bevorrechtete Stände begünstigt, während sie die wahrhafte Freiheit des vaterländischen Bürgers zu Boden drückt und jede würdige Ausbildung und Erhebung des Volkes hemmt. Manche der Einrichtungen der Regierung schienen dagegen der Zeit mehr gemäß zu sein und

blos diejenigen zu beeinträchtigen, die selbst nur auf Kosten Anderer sich bereichert sahen. Aber nicht für diese Andern kämpfte die Krone; sie war nur auf die eigenen Vortheile bedacht, und wenn eine allgemeine Umwälzung von innen heraus heilsam, ja nothwendig schien, so konnte dagegen eine vom Auslande bewerkstelligte, deren Zweck nur ein Tausch der Alleinherrscher war, dem Vaterlandsfreunde nicht erwünscht sein.

Von Emmerich hörte Maria nichts wieder. Nach ihm offen zu fragen hatte sie nicht den Muth. Dem Grafen Theokeoli war es gelungen, sich bei dem Großherrn zu rechtfertigen; er ward wieder auf freien Fuß gesetzt und war bald von neuem thätig. Der Seraskier von Rumelien ward für seine Verrätherei bestraft. Er ließ dem General Karaffa sagen, Theokeoli sei nicht allein gefangen, er habe ihn hinrichten lassen und begehre nun die versprochene Summe Geldes. Der ganze Hof trug sich damals mit der belustigenden Anekdote von dem schlechten Latein, in welchem der Dolmetscher geredet, indem er seinen Herrn Seitan Pascha bei jedesmaliger Erwähnung mit vielem Pathos meus dominus Pascha

Satanas genannt habe. Worauf ihm der Graf Karaffa spöttisch antwortete: „Si quidem facinus patratum est, quid jam mihi cum satana?“ (Wenn die That schon geschehen, was habe ich dann noch mit dem Satan zu thun?)

Dem Seraskier sollte aber noch härtere Strafe werden. Er hatte zwar halb und halb mit Billigung des Hofes gehandelt; der Großherr aber, von neuem für Theokeoli günstig gestimmt, vergaß alles, was jener in Polen Rühmliches gethan, und ließ ihn erdrosseln, dem Grafen Genugthuung zu geben. Vor dem versammelten Heere ward diesem eine Ehrenerklärung gethan und Schadenersatz versprochen. So schien ihm das Glück wieder zu lächeln, aber während seiner Gefangenschaft war Kaschau verloren gegangen; Siebenbürgen hatte sich dem Kaiser angeschlossen und siegreich drängte überall das christliche Heer die Ungläubigen zurück. Endlich erfüllte die erstürmte Einnahme von Ofen, das die Türken jahrelang behauptet, ganz Wien, ganz Deutschland mit Stolz und Freude. Wenige Festen hielten sich noch; mit Theilnahme blickte alles nach Moncacz, ein Schloß, das die Natur und die

schöne Helene Zrini, Theokeoli's Gattin, mit entschlossenem Muthe vertheidigten. Unter den wenigen Anhängern, die dem Grafen Theokeoli unter solchen Umständen übrigblieben, ward noch Stephan Barcoczy genannt, der, wie Maria hörte, bei den Türken selbst in großem Ansehen stehen sollte. Von Emmerich schwieg alles.

Der Hof glaubte diesen glücklichen Stand der Sachen nach besten Kräften benutzen zu müssen. Plötzlich erscholl das Gerücht von einer neuen Verschwörung zu Gunsten Theokeoli's, deren Anstifter wieder die Protestanten zu sein schienen. Bald aber erkannte man sie für allgemeiner, als je eine zuvor; war es nun, daß die wenige Mannszucht, welche die deutschen Truppen in dem unglücklichen Lande hielten, die mishandelten Ungarn auf das Aeußerste getrieben hatte, oder daß jene Verschwörung blos in dem Mistrauen und der Politik des Hofes begründet war —, ehe sie es sich versahen, wurden alle Edelleute, von denen man nur im geringsten vermuthen konnte, daß sie mit dem Grafen Theokoli in Verbindung ständen, verhaftet; in den Städten aber, die man für die Hauptsitze des

Complotes hielt, Preßburg, Kaschau, Eperies und einige andere, durfte kein Bürger die Thore ohne Gewährsmann verlassen. Alle Gefängnisse wurden angefüllt mit den angesehensten Männern, den wohlhabendsten Grundbesitzern Ungarns. Keine durch die Verfassung vorgeschriebene Form ward mehr beobachtet, und niemand wagte sie mehr zu fordern, aus Furcht als Aufrührer gestraft zu werden. Ein Gericht ward in Debreczin niedergesetzt, an dessen Spitze der General Karaffa selbst stand, und das aus einigen wenigen Ungarn und mehrern Ausländern zusammengesetzt war. Alle möglichen Arten von Foltern, deren umständlichere Bezeichnung man uns gern erlassen wird, mußten dazu dienen, den Verhafteten Geständnisse auszupressen. Waren diese nun gegen Andere gerichtet, so gelang es den Unglücklichen selbst, ihre Freiheit für ungeheuere Summen, die sie auf ewig zu Bettlern machten, zurückzuerkaufen. Entfuhr den Gequälten aber das leiseste Wort gegen sich selbst, so machte ein schneller Tod auf dem Schaffot der vermeintlichen Gefahr ihres Daseins und ihrer Pein ein Ende. Blutiger noch war das Tribunal von Eperies, das, einen Monat später errichtet,

vom März bis zu Ende des Jahres seine furchtbare Thätigkeit fortsetzte. Ein Richtplatz ward mitten in der Stadt zubereitet, eine Bühne aufgeschlagen, die, in der ungarischen Geschichte unter dem Namen die Bühne von Eperies bekannt, dem vorletzten Acte dieser blutigen Tragödie zum Schauplatz dienen mußte. Ueberall Schrecken erregend trieben sich in den Mauern der Stadt an dreißig grüngekleidete Männer umher, alles Henker oder Henkersknechte; das Land aber durchjagten Dragoner oder andere bewaffnete Reiter, die Protestanten, Katholiken und Griechen ohne Unterschied entführten, sobald auf sie ein leichter Verdacht, oder der Haß eines der Mitglieder des Gerichts fiel, aus der Kirche, aus ihren Häusern, von der Jagd, wo man sie antraf.

Merkwürdig war jedoch, daß man keinen einzigen unter den Waffen oder in Vertheidigungsstand überraschte. Des Hochverraths und des Verbrechens, den Beistand Theokoli's, der Tataren und Türken nachgesucht zu haben — nach kurzem Verhör, ohne überzeugende Beweise, ohne Eingeständniß schuldig befunden, wurde den Unglücklichen ihr Urtheil erst auf dem

Schaffot, und zwar in deutscher Sprache vorgelesen. So ward die Blüte des Adels zerstört, die Kraft der Nation gebrochen. An der Spitze dieses Gerichts stand abermals Graf Karaffa; sein thätigstes Mitglied jedoch war Graf Ferdinand Szentiranyi.

Der Hof hätte keine seinen Zwecken mehr gemäße Wahl treffen können. Ungemäßigter Ehrgeiz ließ Ferdinand kein Mittel verschmähen, die Gunst der Machthaber zu erlangen, oft erfahrener Haß und Verachtung hatten ihn auf natürliche Weise gegen seine eigenen Landsleute erbittert. Maria ahnte nicht, zu welchen Schritten die Regierung entschlossen war, dennoch erschrak sie heftig, als sie hörte, daß die Bestrafung ihres Landes zum Theil in ihres Gemahls Hände gegeben werden solle. Durfte sie hoffen, ihn zur Milde bewegen zu können? Entsetzt wies sie seine Anfrage: ob sie ihn vielleicht nach Ungarn begleiten wolle, zurück. Lag doch Eperies nur wenige Meilen von Samosko!

Sie fürchtete für ihr Volk; sie zitterte für Emmerich. Alle ihre Kraft nahm sie zusammen zu einer Unterredung mit Ferdinand, in welcher sie ihm Emme-

rich's Schickſal an das Herz legte und ihn bei allem was heilig war beſchwor, des von ihnen beiden ſchwer Beleidigten Leben und Freiheit zu retten, wenn dies oder jene in Gefahr kommen ſollten. Er antwortete ihr mit einigen froſtigen Scherzen, indem er ſich, wegen ihrer Anhänglichkeit an den vorigen Gatten, die burleske Miene eines Eiferſüchtigen aus der italieniſchen Komödie gab. Maria's Herz ſchauderte, dennoch faßte ſie ſich, fuhr fort mit Thränen und Vorſtellungen, und ließ nicht ab, bis er, der Sache müde, ihr ſein Wort gegeben, beide Barcoczys auf alle mögliche Weiſe zu ſchützen. Maria fühlte wohl, wie wenig es ihm vom Herzen ging; tauſendmal war ſie im Begriff ihn zu begleiten, um durch ihre Gegenwart, durch ihr Vermögen wirken zu können. Aber ſie bebte zurück vor dem Gedanken, einen von den Brüdern wieder zu ſehen; ſie zitterte davor, in jedem verächtlichen Blicke ihrer Landsleute ſich als die Gattin eines Verräthers, als eine Abgefallene begrüßen zu ſehen. Auf der einen Seite beruhigte ſie der Abſcheu vor dem Türkenbunde, den ſie an Emmerich kannte, über ſein Schickſal, ſowie auch der Umſtand, daß ſie ſeit ihrer Flucht nichts

wieder von ihm gehört, sie überzeugte, er sei wenigstens bis jetzt im Türkenheere nicht thätig gewesen. Auf der andern Seite aber konnte ihre Seele die Vorstellung nicht fassen, daß selbst das verderbteste Herz den doppelt hasse und verfolge, gegen den eine Schuld es drückt. Immer kam sie wieder darauf zurück, daß Ferdinand selbst die Gelegenheit willkommen sein müsse, sich wenigstens von einem Theil der Bürde zu befreien, die nothwendig in einsamen Stunden sein Gewissen unbequem belästigen müsse. So beschloß sie, während seiner Abwesenheit die Güter in Böhmen zu besuchen, welche ihr Gemahl kürzlich gekauft und von deren schöner Lage sie viel hatte sprechen hören. Beide reisten an einem Tage ab, und der Abschied war von Maria's Seite nicht ohne lebhafte Erschütterung.

Auf den böhmischen Gütern, dicht an der lausitzer Grenze, lebte die arme junge Frau mehrere Monate lang, und die Einsamkeit des ländlichen Aufenthalts hatte nichts Abschreckendes mehr für sie. Treulich erfüllte sie die Aufträge ihres Gemahls, die alle vortheilhaftere Benutzung oder Garten- und Bautenverschönerungen bezweckten; ihr Herz aber war wenig bei

diesem Geschäft, ein neuer Gegenstand zog es an und zeigte ihr von fern die Hoffnung, die entbehrte Gemüthsruhe wieder zu erringen. Noch war in Deutschland die Zeit nicht vorüber, in welcher das herzliche Bestreben vorherrschte, nach dem Einen was Noth ist; der Einzelne glaubte sich zu schwach zu so wichtigem und schwierigem Unternehmen; die Gesinnung des großen Haufens konnte ihn nicht befriedigen. So hatten sich längst schon stille Gemeinden gebildet, und fromme, zu Noth und Tod verbündete Christen reichten einander hülfreich die Hand, wenn der sündige Mensch strauchelte auf dem Wege zum Heil. Harte Verfolgungen hatten die mährischen Brüder, die vor allen sich durch frommsittlichen Wandel und christlichen Eifer auszeichneten, aus ihren alten Wohnsitzen in Böhmen und Mähren vertrieben. In Preußen und Polen, zuletzt aber in Sachsen hatten sie den ersehnten Zufluchtsort gefunden: dort wirkten und strebten sie unablässig, beschränkten Blickes, aber treuen Herzens und festen Schrittes nach dem einen höchsten Ziele wandelnd. Allein es fehlte nicht an einzelnen Familien, die, im Vaterlande verweilend, durch stille Zurückgezogenheit und demüthigen

Fleiß sich dem argwöhnisch-misfälligen Auge der Regierung entzogen hatten. Ganz in Maria's Nähe hatten sie sich abermals zu einer kleinen Gemeinde gesammelt und, wenig am Irdischen hangend, schienen sie stets bereit zu sein, Hab' und Gut zu verlassen, um, über die Grenze flüchtend, das zu retten, was sie das Heil ihrer Seele nannten. Maria's Aufmerksamkeit ward bald auf sie gerichtet. Sie bewilligte ihnen ein kleines Bethaus auf ihrem Gebiete. Im Anfang besuchte sie einige male ihre Versammlungen, um ihre Lehren zu prüfen; aber bald gewann der fromm-einfältige Sinn der verfolgten Brüder eine unwiderstehliche Anziehungskraft für ihr durch so rauhe Stürme vielfach bewegtes Herz. Als Kind und Mädchen war ihr die Religion nur eine mechanische Pflichtübung gewesen. Ihres Gatten Zweifelmuth hatte darauf auch ihr dem positiven Theil derselben seine Heiligkeit gemindert. Erst die Ergebung, die ihr durch eigene Verirrung herbeigeführtes Schicksal ihr auferlegte, hatte sie das Bedürfniß des Glaubens fühlen lassen, und hier endlich schien sie Befriedigung zu finden.

So war der Sommer vorübergezogen und mehr

als die Hälfte des Winters. Das Jahr war in seiner friedlichen Stille nur durch die entsetzlichen Nachrichten aus Ungarn unterbrochen, die Maria das blutige Verderben des Vaterlands verkündeten und ihr den eigenen Gemahl als sein hauptsächlichstes Werkzeug nannten. Endlich setzte die Krönung König Joseph's den Hinrichtungen ein Ziel. Die Ungarn verzichteten auf ihre Wahlfreiheit, und die Bühne von Eperies ward niedergerissen. Kurz nachher führte der Kreislauf des Jahres auch Maria den Tag zurück, an welchem sie einst Samosko verlassen. Noch immer feierte sie ihn mit den schmerzlichsten Erinnerungen, und es schien ihr ein grausames Spiel des Zufalls zu sein, als ihr gemeldet ward, es verlange ein Zigeunerweib sie zu sprechen.

Schnell aber durchzuckte sie der Gedanke an Kossanja. Laßt sie eintreten, sagte sie und ihre Stimme bebte dabei. Das Weib trat herein, aber es war nicht die junge blühende Kossanja. Hätte sie in einer Zeit von drei Jahren zu dieser vergrämten, schmerzzerissenen Gestalt altern können? Gelb und verwelkt hingen die Wangen, düster und krankhaft blickte ihr Auge. Die

schwarzen Flechten waren abgeschnitten; eine zerlumpte Hülle deckte die kummergebeugten Glieder nothdürftig. Im matten Scheine des abendlichen Dämmerlichts erkannte Maria nicht in dieser entsetzlichen Umgestaltung die arme Kossanja. Glaubte sie selbst nicht den Leidensbecher bis auf die Neige geleert zu haben, hatte sie nicht Tage, Nächte verweint, und blühte noch in unveränderter Schönheit? Ach, den Schmerz, der bis zur Fieberwuth, bis zum Wahnsinn gesteigert, südländisch-feurige Naturen ergreift, die nagende, vernichtende Qual, die in einer einzigen kurzen Sommernacht die Haare bleichen und schwinden, die Wangen welken machen kann und die liebliche Fülle vertrocknen — von dem Weh hatte sie nie eine Vorstellung gehabt. Kossanja aber war von der Vorsehung mit der Fähigkeit verflucht worden, die Verzweiflung in all ihrer Entsetzlichkeit empfinden zu können; mit ehernem Griffel hatte sie die Arme als ihr eigen bezeichnet.

„Was begehrt Ihr, gute Frau?" fragte Maria sanft.

„Dacht' ich's doch", erwiderte Kossanja und ein bitteres Lächeln zuckte um ihren Mund. „Ich aber

kenne Euch noch, Gräfin Szentirany. Ihr seid noch immer ebenso milchweiß und schön, als Ihr mir einst in den Karpaten als Emmerich Barcoczy's Gattin gegenüberstandet!"

„Kossanja, du bist's!" rief Maria erbleichend. „Jesus mein Erlöser, wie kommst du hierher?"

„Ich hab' Euch aufgesucht, schönste Gräfin", erwiderte die Zigeunerin, „in Euerer Kaiserstadt, in Euerm Palaste und auf Euern Landgütern. Euere Diener haben mich hin- und hergestoßen. Sie dachten, ich wollt' Euch was wahrsagen, und ich sollt's ihnen thun. Aber der Boden brannte unter mir, und ich wollt's nicht — sind's doch schon fünf Monden, daß ich Euch suche. Da schickten sie die braune Hexe zum Teufel, wie sie sagten. Endlich habe ich doch Euch ausgekundschaftet!"

„Und was willst du von mir, Kossanja?" fragte Maria. „Kann ich dir dienen, armes Weib, so sprich, oder — bringst du mir Nachricht von —"

„Von Emmerich, meint Ihr? Ihr habt's wol errathen. Daß ich Euch aufgesucht hab' allüberall unter den Menschen und rastlos, wann ich mich lieber

geborgen hätte im Dickicht des Waldes oder unter der Erde in der kalten Gruft — denkt Ihr, 's war mir selber zu Liebe? Nein, beim Propheten! so schön Ihr seid und milde, Euer Anblick ist mir abscheulich! Euer Auge sticht mich wund, wenn Ihr mich anblickt; aus Euern Lippen spritzt Gift auf mich, wenn Ihr sie öffnet. Aber ich hab's Emmerich zugesagt, ich hab's ihm zuschwören müssen, bei meinen Göttern und seinen, ich wollt' Euch nachgehen bis ans Ende der Welt!"

„Du kommst in Emmerich's Namen, Unglückselige?" fragte Maria, zitternd sich auf einen Sessel niederlassend. „Sage, was bringst du mir?"

„Dies bring' ich Euch!" versetzte die Zigeunerin, indem sie aus dem Busen ein gesticktes Tuch zog, das einst weiß gewesen, jetzt aber dick mit dunkelm Blute gefärbt war.

„Nehmt hin", sagte sie mit durchdringender Stimme, „nehmt hin, Gräfin! Emmerich schickt's Euch als letzte Liebesgabe. Emmerich's Herzblut ist's, was das Tüchel geröthet. Als sein Haupt in den Staub rollte zu den andern Häuptern, und das dicke heiße Blut hoch

ſpritzte aus dem Rumpfe, hab' ich's eingetaucht für dich. Denn ſo wollte er's haben!"

„Tag des Gerichts!" ſtammelten Maria's bebende Lippen. Aber ihre erſtarrten Hände hatten die Kraft nicht, das Tuch zu greifen. Die Zigeunerin warf es ihr auf den Schos.

„Mein Auftrag iſt erfüllt", begann dieſe von neuem. „Zagt Ihr? entſetzt Ihr Euch? weint Ihr ihm Thränen, den Ihr allein hingeopfert? — Freuet Euch nun Euers Werks, mit dem Verruchten, Euerm bübiſchen Gemahl, dem mit tauſendfachen Flüchen Belaſteten! — Wenn er's nur erlebt!" ſetzte ſie mit fürchterlichem Hohne hinzu. — „Werft das Tüchel nur in den Brunnen, da wird's wieder rein, und Ihr könnt's dem Mörder noch ſchenken zur fröhlichen Rückkehr, wenn er Euch koſt und ſich Euerer Weiße und Schöne erfreut! Aber wenn er's nur erlebt!"

„Weib, du biſt fürchterlich!" ſagte Maria, jetzt aus halber Ohnmacht ſich aufrichtend. „Der Allerbarmer, der längſt mein zerknirſchtes Herz ſah, richte zwiſchen mir und dir; o wohl mir, daß er gütiger iſt, als ihr Menſchen es ſeid!"

Die Zigeunerin ſah beſtürzt aus; ſchnell aber wandte ſie ſich mit trotzigem Schweigen zum Ausgang und wollte das Zimmer verlaſſen.

„Ich laſſe dich nicht“, rief Maria aufſpringend. „O Koſſanja, wenn du ein Menſch, wenn du ein Weib biſt — ich beſchwöre dich, ſage mir mehr, ſage mir alles!“

Koſſanja ſchaute wilden Blickes umher. „Hier“, rief ſie, „auf den ſeidenen Teppichen, unter den Prunkgewölben ſollen ſie raſten, die müden zerbrochenen Glieder? Laß mich hinaus in den Wald, laß mich mich bergen in den Zelten der Meinen! Da kann ich ſchluchzen und ſchreien, da kann ich mich umherwälzen und heulen. Aber ich will's nun nicht mehr — o, ich bin ja frei nun — o!“

„Armes Mädchen“, ſagte Maria, einige Augenblicke über Koſſanja's Schickſal ihr eigenes vergeſſend; „armes Mädchen, o verweile hier! Gehe nicht im Zorn von mir, Koſſanja! Sammele deine Geiſter. Ich laſſe dich nicht eher, bis du gelernt haſt, meinem unglücklichen Herzen verzeihen!“

Heiße Thränen tropften bei dieſen Worten auf des

Mädchens Hände, die sie liebevoll ergriffen hatte. Das Mädchen richtete unverwandt den trostlosesten Blick auf sie, und in der ungewohnten Theilnahme schmolz ihr allmählich das verstockte Herz. Die harten Züge, der krampfhaft zuckende Schmerz lösten sich in glühende Thränenströme auf, die endlich sanft und sanfter wurden.

Nach kurzer Zeit saßen die beiden Weinenden einander gegenüber, und Kossanja erzählte ihr trauriges Schicksal. Begierig horchte Maria einem Worte von Emmerich entgegen, allein sie hatte den Muth nicht, das arme Mädchen zu unterbrechen, die auch dem eigenen Leiden einige klagende Worte widmete.

„Als Ihr den Schleier zurückschlugt in den Karpaten", begann sie, „und ich Euer Antlitz sah, da wußt' ich, es sei alles aus, denn Ihr wart die Sonne, ich der Mond. Ihr wart die Donau; in ihren stolzen Wellen badet der Glückliche; ich der kleine Gießbach in der Felsschlucht — keiner sieht ihn als der Wanderer, der sich im Waldgebirge verirrt. Wie hätte mit Euch die arme Kossanja sich messen können? Ihr wart die weiße Taube, die der heilige Geist ist, und ich der

graue Kukuk, der klagen muß sein Leben lang. Da lief ich mit dem Buben in den Wald, und stöhnte und schrie; aber der Bub' ward ungestüm und wollte durchaus wieder unter die Leute, und schlug und rief auf mich ein. Nun sann ich, was ich thun sollte. Denn seht, ich bin eigentlich aus Rumelien, aber auch sonst viel umhergezogen; hinter Sarajewo in Bosnien wohnt' ich am längsten, aber im walachischen Lande lebt' ich erst recht, denn da sah ich Emmerich zuerst, der herüber geflüchtet war mit dem jungen Grafen Theokeoli. Ach, der Graf war schön wie der heilige Johannes, der Schönste unter den Schönen, aber der Barcoczy gefiel mir doch besser; wenn ich dem ins Auge sah, da dachte ich, ich säh' in die Aluta, im Mai, wenn's recht hell und warm ist. — Seht, da wußt' ich nicht wohin, weil ich doch nirgends eine Heimat habe. Ich wollte gern wieder zu meiner Mutter zurück; die war zwar bös' mit mir, als ich den Emmerich lieb hatte, und schlug mich, weil ich keinen als ihn lieb haben wollte, und von des Hospodars Sohn selber nichts wissen wollte, der meiner Mutter viel Geld bot für die Kossanja, aber sie hatte mich doch lieb, und,

Gräfin, Einen muß man auf der Welt haben, der einen lieb hat, sonst ist's tausendmal besser, todt sein. Wie ich nun so sitze und sinne, da kommt der Bub' freudvoll gelaufen und ruft: «Mutter, sind von unsern Leuten welche in der Nähe!» — und reißt mich auf und schleppt mich fort bis wir zu einer ganzen Horde Sinden*) kommen, die eben am Feuer liegen und Mittag machen. Mit denen zog ich nun fort bis an die Grenze von Siebenbürgen. Eines Abends einmal wird großer Jubel unter den Leuten, und der Bube kommt und schreit: «Mutter, sie haben Leichen gefunden mit prächtigen Kleidern, und 's ist auch ein ungarischer Edelmann dabei, über den fielen sie alle am meisten her. Und ich hab' mich auch zugeschlichen und hab' 'nen Ring gemaust, 'nen ganz großen, den hab' ich ihm vom Finger gezogen.» — Als ich das hörte sagt' ich: «Du Schandbub', bist selber ein Edelmannskind und schämst dich nicht und stiehlst! Gleich gib her! Für den Goldring wollen wir den armen Mann begraben lassen, wie's die Christen gern haben, auf dem

*) Sinde nennen die Zigeuner sich selbst. (Sind = Indus.)

Gottesacker, weil ein Dorf nah' ist.» — Da schämte sich der Bub', denn seht, das hatte ich ihm von klein auf gesagt, stehlen wäre schlecht, und schicke sich nun gar nicht für Edelmannskinder. Und wie er mir den Ring gibt, da glaube ich der Blitz trifft mich, denn da ist das Wappen der Barcoczys drauf, und hinten ein lateinischer Spruch. Es ist der nämliche Ring, den ich tausendmal an Emmerich's Finger gesehen, wenn ich die theuere Hand geküßt in den Tagen unserer Liebe. Ich stürze hin, da waren sie über ihn her wie die Raben über eine Leiche am Hochgericht; aber ich scheuche alles fort und erkenne Emmerich, und werfe mich auf ihn und bade ihn mit meinen Thränen. Und wie ich eine Weile so liege, da fühle ich's, daß er nicht todt ist; es regte sich leise unter der Brust, an Lippen und Händen. O Frau, für den Augenblick, für die Lust hab' ich nicht zu viel gelitten! Der wiegt ein ganzes Leben voll Schmerzen auf.

„Breite tiefe Wunden hatte er in Kopf und Seiten, und der ganze Mann schwamm im Blute. Als die Sinden hörten, daß er noch lebe, wurden sie böswillig, doch thaten sie ihm nichts, und ich ließ sie nicht ziehen,

bis sie mir alle seine Sachen wieder herausgaben. Dann machten wir eine Bahre und eine treue Seele half mir ihn in das Dorf tragen. Da brachte ich ihn in eine Kammer auf Stroh und deckte ihn zu mit seinem Pelzrock und meinen Tüchern. Frau, nun begann eine Zeit, wie man sie seinen Feinden in der Hölle kaum wünscht. Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, daß er zum ersten mal wieder die Augen aufschlug; wie lange, bis es mir gelang, ihm einen von meinen Tränken einzuflößen; wie lange, daß ihm die Sprache wieder kam; das aber weiß ich, daß der warme Frühling schon herbeigekommen war, als er zum ersten mal die arme Kossanja erkannte. Einen Dolch stieß er mir jeden Tag ins Herz bis dahin; aber von da an war die Spitze in fressendes Gift getaucht. Legte ich ihn zurecht, als noch Fieberwahnsinn sein armes Gehirn verzehrte, dann sagte er mir: «Deine Hand ist sanft, meine Maria!» — Reichte ich ihm einen kühlenden Trank, dann versetzte er: «Ich danke dir, meine Maria!» und immer sprach und träumte er von Euch, und dachte nicht an die arme Kossanja. Aber ich fragte nichts danach, und hielt treu bei ihm aus. Allein als

er wieder zu sich kam, da wartete mein Schlimmeres. Denn er erschrak als er mich erkannte — ach, gewiß war es ihm ein Vorwurf mich zu sehen — aber ich machte ihm keine Vorwürfe und zeigte ihm auch den armen Buben nicht. Ich dachte, erst mußt du gesund sein, dann will ich dich fragen, ob du ein Vaterherz hast. Allein er konnt's kaum erwarten, immer sagt' er: «Kann ich nicht bald reiten, gute Kossanja?» — und: «Wie weit ist's wol bis Unghwar?» — Nun sprach er nicht mehr von Euch, und ich sagte auch nicht, daß ich Euch kannte, aber ich sah es ihm an, daß ihn die Sehnsucht fast aufrieb. Und was meine Salben, meine Tränke gut gemacht, das machte die Glut seines Busens immer wieder schlimm. So verging ein Tag nach dem andern, und wollte er aufstehen auf meinen Arm gestützt, so konnte er's nicht vor Schwäche, bis er endlich im Stande war ein Pferd zu besteigen.

„Ach, Frau, ich habe gethan für ihn, was meine Kräfte vermochten. Ich habe für ihn gebetet und gekniet, des Morgens vor der heiligen Jungfrau und dem Heiland, des Mittags vor dem Propheten, des Abends vor dem heiligen Martin, denn Ihr wißt wohl,

das war sein eigentlicher Schutzpatron, der hat die Gemeinde gestiftet, zu der er gehört. Einer, dacht' ich, wird dem armen jungen Blute doch wol helfen. Des Nachts aber ging ich und sammelte Kräuter, im Mondschein am Kreuzweg, oder um Mitternacht auf dem Gottesacker, und da kocht' ich Tränke und Salben, und seht, das hat wol am besten geholfen. Sehen lassen durft' ich's dem Emmerich aber nicht, denn wenn er's mal merkte, ward er ganz wild und nannte mich 'ne braune Hexe, und schalt mich und sagte, bei solchem hölliſchen Gebräu ginge seine Seele unter, wenn auch sein Leib gerettet würde. Ach, und ich meint's doch so gut. Seht, Gräfin, das ist der Fluch, der uns getroffen, das alles uns schimpft und verachtet. Sie sagen, unser Stamm hätte einst der heiligen Jungfrau und dem Heiland auf der Flucht die Einkehr versagt; und andere behaupten, sie hätten in urältester Zeit gegen Brama gefrevelt, und darum seien sie verflucht mit sammt ihren Nachkommen bis ins tausendste Glied. Und so müssen wir denn tragen, was wir nicht verschuldet."

„Armes verirrtes Mädchen", sagte hier Maria,

„glaube doch nicht, daß der gnädige Gott die Schuld des Vaters räche an den Kindern. Höre, was er spricht: Der, dessen Seele sündigt, den will ich strafen, der Sohn soll nicht tragen die Missethat des Vaters, und der Vater soll nicht tragen die Missethat des Sohnes; sondern des Gerechten Gerechtigkeit soll über ihm sein, und des Ungerechten Ungerechtigkeit soll über ihm sein!"

„Aber sage mir das Eine: wer setzte Emmerich in diesen hülflos-traurigen Zustand? Und was führte ihn an die Grenze von Siebenbürgen?"

Die Zigeunerin fuhr fort: „Es kam ihm ein Brief zu Handen von dem gefangenen Grafen; — aber jetzt weiß ich, er war nicht von dem Theokeoli. Eine Verrätherhand hatte ihn geschrieben. Der forderte ihn auf, ihn zu retten, und beschied ihn nach Veresmart. Da nun fand er die Freunde nicht, und er glaubte, die hätten nicht den Muth zu dem Wagstück und beschloß, er allein wollt's thun mit seinen vier Knechten, und der List sollt's gelingen. Wie er nun bei dem tollkühnen Unternehmen dem Seraskier verdächtig geworden und Händel bekommen, das laßt mich nicht

weitläufig erzählen; der Abend dunkelt, und das Ende ist noch lange nicht da. Kurz, er hatte flüchtig werden müssen; die Hunde von Türken hatten ihn eingeholt und ihn und Pferde und Knechte niedergemetzelt.

„Als er nun endlich zu Rosse sitzen konnte, ritt ich mit ihm durch das ganze Bihar und weiter; aber an der Theiß verließ ich ihn und sagt' ihm Lebewohl. Nun wollt' er mir viel danken und durchaus meinen Buben haben. Aber ich dachte, der wird wol hin- und hergestoßen und muß draußen im Stall schlafen, und muß den Kindern der blanken Frau aufwarten — nein, da ist's doch besser, er bleibt sein Leben lang ein wilder Sinde. Und so ritt ich mit dem Buben wieder zurück und geraden Weges nach Bessarabien, und dachte, je weiter fort, je besser. Nun nährt' ich mich und das Emmerichskind ehrlich mit der Heilkunst, und übte sie glücklich an Menschen und Thieren, zog auch nach Stambul hinauf und erwarb mir manches gute Stück Geld. Aber im tiefsten Herzen saß doch immer die Qual, und schlief mit mir, wo ich das arme Haupt bettete, und wachte mit mir morgens auf. Endlich trug ich's nicht länger, ich

dachte, einmal im Leben müßt' ich noch sehen, was ihm befahren.

„Armer Mann, traurig genug war auch dir es ergangen! Wie trieb die heiße Sehnsuchtsbrunst ihn nach Samosko, und er fand das Haus seiner Liebe verödet und leer! O Frau, Frau, wie konntet Ihr so tauschen! Ihr zerschlugt dem Adler die Flügel und spracht: Fliege hin, der Nachtrabe soll mein Vogel sein. Aber arme Frau, Ihr wußtet's wol damals nicht, daß der sich von Leichen nährt! — Nun, weint nicht so sehr! Seht, ich kann's Euch nicht ersparen. Ich muß Euch stechen und ritzen mit meinen Reden. Wäret Ihr gesund, so würde es Euch nicht viel anhaben. Aber Ihr seid wund, und da dringt das Blut stromweis aus den kleinen Oeffnungen hervor.

„Sie sagen, der Emmerich habe sich geberdet wie Einer den der Böse besitzt, als er seines Verlustes inne geworden. Dann aber ist er zu Rosse gestiegen und hat das ganze ungarische, polnische und deutsche Land durchsucht, ob er irgendwo Euch fände. Als er nun endlich zurückgekehrt, da hat er auf Samosko still gelebt wie ein Klausner, und hat viel in der Bibel

gelesen, und sich nicht bekümmert um die Welthändel. Da schlugen sie die Blutbühne von Eperies auf; dem alten Karaffa selbst ward's zu viel, aber Euer Gemahl saß obenan und ward des Köpfens und Räderns nicht müde, und des Viertheilens und Folterns. Auch den armen Baron ließ er holen von Samosko, nicht weil er vor Jahren Theokeoli's Freund gewesen, darum konnten sie's nicht, denn dafür war er begnadigt in Preßburg — aber weil sein Bruder, der Alte, bei den Türken in großem Ansehen steht, dafür sollte der Emmerich büßen. Aber sie sagten nur so — wirklich war's, weil der feige Szentiranyi vor der Rache des Beleidigten zitterte. Er dachte, die Todten können nicht mehr Rache üben — aber er hat sich schrecklich betrogen, der Verräther.

„Wie ich nun nach Eperies kam, da hieß es eben, der jüngere Barcoczy sei nach der Stadt gebracht, und übermorgen solle er verhört werden. Ein Silberstück nach dem andern bot ich den Wächtern. Ich dachte, du bist zur guten Stunde gekommen; aber die Stunde war schwarz, denn sie ließen mich nicht ein. Nun kam der Tag, und es war eine Menge Volks im Gerichts-

saal, und ich mischte mich darunter, daß ich ihn sähe. Das Blut trat mir an das Herz, als er hereingeführt ward, zwei grüne Schandbuben ihm zur Seite. Aber er sah ruhig aus und getrost, wie einer, der denkt, mir können sie nichts anhaben. Und auf dem Stuhl obenan saß Euer Gemahl, der Verräther; doch der Emmerich erkannte ihn erst nicht, denn er war gar prächtig angethan und ganz behangen mit güldenen Gnadenkettlein und bunten Bändern und Kreuzchen. So trat er guten Muthes vor ihn hin. Aber nun begann der Präsident zu sprechen; da sah der Emmerich ihn starr an, und immer starrer und tiefer, daß der Feige vor dem Blick zu stammeln anfing und mit der Stimme zu beben. Da erkannte ihn Emmerich, und wie ein Falke war er auf ihn ein, und hielt ihn umfaßt mit den beiden kräftigen Mannesarmen und schrie mit Tönen, von denen die Halle dröhnte: «Find' ich dich hier, verruchter Bube! Hab' ich dich endlich!» — Und so würgte er ihn und schüttelte ihn, daß dem Grafen das Verrätherblut aus Mund und Nase stürzte, und hätte ihn auf der Stelle getödtet, wären nicht die Grünen über den Armen hergefallen und hätten ihn

losgekettet. Aber ihrer sechs mußten ihn halten, denn er schlug um sich und tobte, als wäre der böse Geist in ihn gefahren. Da stöhnte der Präsident: «Legt ihm Ketten an!» — und: «Bringt ihn ins tiefste Gefängniß!» — Da legten sie ihm Fesseln an Hände und Füße, aber ums Wegbringen war's kein leichtes Ding! Er redete zu den andern Räthen und verfluchte den Grafen —, 's war lateinisch, ich verstand's nicht recht, das aber sah ich wohl, daß einigen weich ums Herz ward und die andern riefen: «Bringt ihn nur fort, bringt ihn fort!»

„Den Abend sprachen sie ihm das Urtheil. Nun sagte ich zu mir: «Jetzt gilt's!» Und ich nahm all' mein rothes Geld und gab's den Wächtern, bis sie mich einließen. Gräfin, den Anblick vergess' ich nicht. Ich bin in Erdhütten geboren und groß gezogen, aber in solch einem Loche hatte ich noch nie zu athmen versucht. Das Herz wollte mir springen, als ich den Helden da liegen sah in gefesselter Kraft, auf der nassen, verpesteten Streu. Sein Auge sprühte Funken, seine Stirn brannte, als ich mich zu ihm beugte und er das arme braune Mädel erkannte.

„«Bist du es, gute Kossanja?» fragte er. «Sei mir gegrüßt! Dich sendet Gott selber. Willkommen, Botin des Himmels!»

„Ich meinte er sei rasend geworden vor Wuth, und sprach zu ihm: «Herr sammelt Euch! Ich bin's. Ich komme und will Euch fragen, ob Ihr noch was zu bestellen und zu bedenken habt auf Erden. Befehlt über mich, Herr!»

„Da erwiderte er knirschend: «Du thatest wohl, Kossanja! Dank, Dank, gute Kossanja.» Und nahm den großen goldenen Ring vom Finger mit dem Familienwappen und fragte: «Ist mein Sohn bei dir?» — «Ja, Herr», antwortete ich. «Gib ihm den Ring», sagte er; «er ist ein kleiner Bube, sonst sollte er selber mein Rächer sein. So genüge es ihm, Bote der Rache, den Rächer zu suchen. Fern unter den Türken, wo, weiß ich nicht zu sagen, weilt Stephan Barcoczy. Ohne Säumniß lasse den Buben ziehen und nach dem ältesten Barcoczy forschen, und findet er ihn, so soll er ihm den Ring geben und sagen, der Emmerich schicke ihm ihn; er solle alles fahren lassen und nicht eher rasten noch ruhen, nicht eher sich

reinigen, nicht eher den Bart scheren, bis er den jüngsten Sohn seines Vaters an dem Verräther Szentirany gerächt. Des Knaben aber soll er sich annehmen und soll ihm Vater sein um Emmerich's willen, und soll ihn zum lutherischen Christen erziehen. Versprichst du mir dieses, Kossanja? Schwöre es mir bei den Leiden des Erlösers und bei deinen Göttern, Kossanja!»

„«Ich schwör' es Euch, Herr, bei jeder Gottheit, wie sie auch heißen mag», sagt' ich. Und dann fragte ich: «Habt Ihr sonst noch etwas auf dem Herzen?»

„Da band er das Tüchel ab, das er um den Hals trug, drückte die Augen drauf und den Mund und sagte: «Schwöre mir mit demselben Schwure noch ein Anderes, Mädchen!»

„Ich that, was er begehrte.

„«Morgen in aller Frühe komme auf den Richtplatz, und wenn des Henkers Beil nun mein Haupt vom Rumpfe getrennt, so tauche dies Tuch in das Blut hinein. Dann aber mache dich auf, und lasse deine Füße nicht rasten und dein Haupt nicht ruhen, bis du Maria, einst meine Gattin, gefunden. Gib ihr dies,

des Verrathenen letztes Vermächtniß. Einstens brachte sie mir es, ein Namenstag-Geschenk, das ihre eigenen zarten Hände gefertigt. Wo du sie treffen mögest, in des Mörders buhlerischen Armen, auf seiner Leiche in Thränen, gib es ihr und grüße sie von Emmerich.»"

Eine lange Stille trat ein, die nur von Maria's Schluchzen unterbrochen ward. Endlich fuhr Kossanja fort:

„Klagt nicht, weint nicht, Ihr seid die Glückliche, denn er liebte Euch. Wir schieden, und für Kossanja hatte er nicht ein Wort, nicht einen Gedanken. Ein lutherischer Pfaff' trat herein, ihn zu beichtigen. Er sah mich an, als hätt' ich was Böses gethan, gehext, wie sie's nennen, oder Buhlschaft getrieben. Aber ich fragte nichts danach und ging still meiner Wege.

„Des Morgens in aller Frühe ging ich auf den Richtplatz und hielt mich an den einen Pfosten der Bühne, daß das Volk mich nicht wegdrängen sollte. Zuerst brachten sie einen alten Mann, der zehn Kinder hinterließ; von denen standen welche umher und schrien und wimmerten, daß es einen Fels hätte erbarmen mögen. Der hatte eine Tochter, die Kammerdame war

bei der Gräfin Theokeoli in Moncacz; an die hatte er einen Brief geschrieben, sie solle ihrer Herrin treu bleiben und sich nicht durch Gold locken lassen, wenn etwa der oder jener sie verführen wollte, denn ehrlich währe am längsten. Der Brief kostete ihm den Kopf. Der arme alte Mann! Die Kindlein mochten ihm wol am Herzen liegen, daß er so gebückt und traurig zum Tode ging, und gar nicht wie es einem Manne ziemt, über den seine Feinde Herr geworden. Ich dachte, der Emmerich wird's anders machen; aber als sie den darauf herausbrachten, da sagt' ich bei mir selber: wie ist der doch über Nacht anders geworden! Denn er ging zwar aufrecht und stolz, aber er sah nicht mehr wild aus, sondern freudvoll, und dann und wann schlug er die Augen gen Himmel. Ja, sogar als die grünen Schandbuben ihn stießen und drängten und ich meinte, er solle sie niederschlagen mit seinen Ketten, sah er sie still und ernstlich an, aber er sagte kein Wort, und ich dachte bei mir selber: das ist des Pfaffen Werk. Nun sah er im Kreise umher, und als sein Blick auf mich fiel, rief er: «Kossanja!» — «Herr, was begehrt Ihr?» fragt' ich, aber sie drängten mich

zurück und die Henkersknechte umringten ihn, und ich konnte nur sehen, daß er nach oben wies, und nichts als die Worte vernehmen: «Dem allein gehört die Rache!» — Drauf — ich sehe, Gräfin, Ihr ertragt's nicht — nun, ich habe gethan, was ich ihm zugesichert mit Handschlag und Eid."

„Unselige!" rief Maria, „du verstandest sie nicht, die christliche Regung des Herzens dieses herrlichen Mannes! Ahnte dir nicht die Bedeutung des Winkes nach oben? O Kossanja, sage, sandtest du auch deinen Knaben ab?"

„Was wollt Ihr?" versetzte das Mädchen finster, „zweifelt ihr daran? Denkt Ihr etwa in Euerer christlichen Frömmigkeit, Gott lasse mit sich spielen und sich etwas abdingen von dem, was man ihm einmal versprochen hat? — Wohl sendete ich den Buben ab, und vielleicht trifft den Verräther in diesem Augenbick der Dolchstich des Rächers."

Maria verhüllte ihr Gesicht und schwieg lange; endlich sagte sie: „Sprich weiter, Mädchen, ende!"

„Ich habe nichts mehr zu sagen", erwiderte die Zigeunerin. „Der Pfaffe schickte nach mir und wollte mir wol ins Gewissen reden; allein ich verweilte nicht

länger in dem blutigen Sperles. Das übrige wißt Ihr! — O, weint nicht so sehr! Ihr habt ihn verstoßen und verlassen, aber Euer Haß war ihm theuerer als meine Liebe. Ihr waret sein Traum in der Nacht, sein Gebet beim Erwachen und sein Gedanke beim täglichen Wirken und Schaffen. Aber was soll nun aus mir werden? — Hätt' ich den Buben nur wieder, oder wäre der Bube todt, daß ich mich auch hinlegen könnte und sterben; dann wäre alles aus. Aber seht, Frau, wenn Euere Pfaffen recht hätten und wir wieder auflebten, wenn wir gestorben sind, und dann noch keine Rast hätten — seht, dann möchte ich nicht sterben, nicht wieder mit Euch dem Emmerich zur Seite stehen. Der Neid zerfräße mir den Busen — ich hab' es lange getragen — ich trüg' es nicht länger!"

„O arme, arme Kossanja!" rief Maria; „jenseits gelten nichts mehr unsere irdischen Neigungen, unsere Blindheit schwindet und das Herz nur ist's, das uns Werth gibt vor den Augen des Höchsten und der durch seine Gnade erleuchteten Gerechten. Dort oben wird Emmerich dich lieben, nicht mich, denn du bist besser als ich, Kossanja, du bist reiner!"

Die Nacht war längst herangerückt, aber nur Maria's dringendste Bitten erhielten es von der Zigeunerin, im Schlosse bis morgen zu bleiben. Als die Gräfin allein war und sie noch einmal mit schmerzlichen Thränen Emmerich's Schicksal überdacht, richtete sie den Blick in die Zukunft und sann, wie wol am besten sie seinen Geist versöhnen könne. Da ihr der Himmel den heißesten Wunsch ihres Herzens, selbst Mutter zu sein, auf ewig versagt zu haben schien, so beschloß sie, Emmerich's Sohn an Kindesstatt anzunehmen und ihn zum protestantischen Christen zu erziehen. Auch an ihren eigenen öffentlichen Uebertritt zur protestantischen Kirche dachte sie. Zugleich aber wollte sie keine ihrer Pflichten unerfüllt lassen, und noch in der nämlichen Nacht schrieb sie ihrem Gemahl einen Brief, der ihn ermahnte, Ungarn zu verlassen und überall auf seiner Hut zu sein, weil sie aus sicherer Quelle wisse, daß ihm für den Verrath an seinem Vaterlande — so schrieb sie — blutige Rache geschworen sei.

Am frühen Morgen fragte sie nach der Zigeunerin, und mit der größten Bestürzung vernahm sie, diese habe

schon bei anbrechender Dämmerung das Schloß verlassen. Alle angewendete Mühe, die Unglückliche wieder aufzufinden, war vergebens. Möge ihr armes, schmerzdurchstürmtes, zerrissenes Herz bald in den Port des ewigen Friedens gelangt sein!

Einige Tage nach ihrem Verschwinden erhielt Maria einen Brief, der sie von neuem auf das heftigste erschütterte. Der Geheimschreiber ihres Gemahls meldete ihr den Tod, die Ermordung des Grafen. Er hatte sich dem Heere des Kurfürsten von Baiern angeschlossen, das, Sieg auf Sieg erringend, bis nach Belgrad vorgedrungen war und die Feste belagert hielt. Er selbst war hier nicht kriegerisch thätig, sondern nur stets beflissen, mit diplomatischer List Theokeoli's Stellung bei der Pforte zu untergraben und Zwistigkeiten im türkischen Lager anzustiften. Aehnliche Waffen wurden nun gegen ihn geführt und gaben ihm den Tod. Denn als einst ihn ein solches Geschäft zu einer kleinen Entfernung vom Heere nöthigte, schlossen sich seinem Gefolge einige ungarische Edelleute an, die, angeblich geradezu aus dem Lager Theokeoli's hinter Gyula kommend, ihm wichtige Entdeckungen zu machen ver-

sprachen. Während er einen derselben, vorsichtig seine Worte wägend, anhörte, drückte aus dem kleinen Haufen der ferner Gebliebenen ein ältlicher, finsterer Mann, der eine schwarze Wolfsmütze tief ins Gesicht gerückt hatte, ein Pistol auf ihn ab, und der Schuß traf ihn gerade ins Herz. Eine schreckliche Stimme: „Für Emmerich Barcoczy!“ tönte in des Sterbenden Ohren, und leicht entkamen dem bestürzten Gefolge die flüchtigen Reiter.

Maria war nun frei und wieder im alleinigen Besitz ihres durch Ferdinand's Klugheit bedeutend vergrößerten Vermögens. Nach reiflicher Ueberlegung sandte sie auf geheimem Wege einen Brief nach Adrianopel, wo sie ausgekundschaftet, daß jetzt Stephan Barcoczy's Aufenthalt sei. Sie forderte ihn auf, mehr der Stimme der Vernunft und Klugheit als der des Hasses gegen sie Gehör zu vergönnen und ihr den Sohn Emmerich's zu übergeben, den sie so erziehen zu wollen mit den heiligsten Eiden beschwor, als habe sie selbst ihn dem Freiherrn Barcoczy geboren. So solle des Vaters Namen und Religion, aber ihr, der Pflegemutter, Vermögen ihm erblich zutheil werden. Sie

machte sich anheischig, beim Hofe die Legitimation des Knaben zu bewirken. „Gebt mir Mutterrechte", schrieb sie, „so will ich die Mutterpflichten treulich erfüllen. Hegt Ihr Mistrauen gegen die unglückliche Maria, so höret ihr Wort: Möge, bricht sie diese Zusage, einst Euere Rache sie treffen, wie sie den unglücklichen Ferdinand Szentiranyi getroffen!"

In Stephan Barcoczy wog Klugheit und Sorge für den Vortheil der Seinigen jede Leidenschaft auf, wie heftig sie auch immer des Mannes Busen durchwühlte. Er selbst war nie vermählt gewesen, und haßte das fesselnde Band. So war ihm denn die Aussicht willkommen, in einem reichen Erben im Vaterlande, aus dem seine Stellung ihn verbannte, seinen Stamm fortleben zu sehen. Er übergab demnach den Knaben dem Vertrauten der Gräfin, den diese zu dem Behuf an die türkische Grenze schickte, und sandte ihr brieflich die Zusicherung seiner Verzeihung, um die sie ihn gebeten hatte. Der Frieden von Carlowitz raubte ihm bald darauf mit Theokeoli und allen, die noch dem unglücklichen Grafen zur Seite standen, die Aussicht, je wieder in die Heimat zurückkehren zu können; er

widmete sich von da an ganz dem neuen Vaterlande, und dunkle Gerüchte behaupten, er sei als Muselmann gestorben.

Maria empfing den Knaben mit einem Mutterherzen, und als Jahre kaum hinreichten, die rohen Sitten, die ungezähmten Leidenschaften des jungen Wilden zu sänftigen und zu zügeln, betrachtete sie es als eine vom Himmel ihr auferlegte Buße und ließ sich nicht irren auf dem stillen, frommen Wege, den sie erwählt. Geduld, Klugheit und Liebe bildeten endlich den Knaben, in dessen schöner Natur der Mutter heißes Herz und des Vaters treue Innigkeit sich einten, zu einem trefflichen Jüngling aus. Sorgsamer Unterricht und das fortschreitende Zeitalter führten seinen Geist zu einer Höhe, die noch kein Barcoczy erreicht hatte. Große Opfer Maria's hatten ihm endlich diesen Namen verschafft. Als die Gräfin dieses erreicht hatte, trat sie öffentlich zur lutherischen Kirche über und unterwarf sich willig den Beschränkungen und Beschwerden, welche dieser Schritt ihr auferlegte. Allmählich hatte ihr armes Herz seine Ruhe wiedergefunden, und wenn sie wahrnahm, wie des Himmels Segen sichtlich auf

allen ihren Werken ruhte, sagte sie: „O, der Herr ist gnädig! Er straft um zu bessern, und Reue versöhnt ihn!“ — Lange nach ihrem Tode sprach die Umgegend noch von der schönen, wohlthätigen Gräfin Szentiranyi.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

2/10.—

Americana

Introd.- XV - XXIV